



WETTERSTATIONEN



KLIMAWANDEL SCHREIBEN



DANKSAGUNG



Wetterstationen bedankt sich bei allen Personen und Organisationen, die zum Erfolg des Projekts Wetterstationen beigetragen haben — sowohl bei den Veranstaltungen in den Jahren 2013–2015 in London, Berlin, Warschau, Melbourne und Tallaght als auch im Rahmen dieser Veröffentlichung: Free Word, The Wheeler Centre, Tallaght Community Arts, Krytyka Polityczna und dem internationalen literaturfestival berlin.

Wetterstationen bedankt sich bei allen Personen und Organisationen, einschließlich:

Krytyka Polityczna

Paweł Bloch; Wiesława Buniowska; Prof. Krzysztof Skóra der Meeresforschungsstation von Hel; Marta Konarzewska & Magda Majewska; Małgorzata Fijas

Tallaght Community Arts

Ruth Clancy; Jonathan Stokes; Jennifer Webster; Jane O'Hanlon; Coláiste de hÍde; Firhouse Community College; Mount Seskin Community College; Sue Hassett; The Intercultural Book Club

The Wheeler Centre

Sue Dwyer; Footscray City College

Free Word

Ashley Grey; Iluska Farkas; Angela McSherry; Sam Sedgeman

internationales literaturfestival berlin

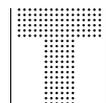
Kerstin Deutschmann; Juliane Westphal; Prof. Dr. Torsten Schäfer; Club der polnischen Versager; Buchhandlung Buchbund

Weather Stations



Culture

Free
Word



Tallaght
Community
Arts

krytyka
polityczna

internationales literaturfestival berlin



The Wheeler Centre
Books Writing Ideas



Mit der Unterstützung des Kulturprogramms
der Europäischen Union

Die Unterstützung der Europäischen Kommission für die Produktion dieser
Veröffentlichung stellt keine Billigung der Inhalte dar, welche ausschließlich die
Ansichten der Autoren widerspiegeln. Die Kommission kann für keine Verwendung von
hierin enthaltenen Inhalten verantwortlich gemacht werden.

Weather Stations Free Word möchte auch folgende Organisationen für ihre zusätzliche
Unterstützung namentlich würdigen:



Supported using public funding by
**ARTS COUNCIL
ENGLAND**

Tallaght Community Arts and **Collective Action**: Dieses Projekt wurde mit Unterstützung
der:



Mit Unterstützung der **Civic Theatre**, **Tallaght** & **South Dublin Libraries**
und Medien-Partner

THE Echo

internationales literaturfestival berlin: Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der:



FONDATION
JAN MICHALSKI
POUR
L'ECRITURE
ET LA
LITTERATURE



POTSDAM-INSTITUT FÜR
KLIMAFOLGENFORSCHUNG

Krytyka Polityczna (EN website): Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der:



Ministerstwo
Kultury
i Dziedzictwa
Narodowego.

Projekt współfinansuje m.st. Warszawa



OPEN SOCIETY
FOUNDATIONS



GOETHE
INSTITUT

Die Arbeiten dieser Anthologie wurden im Rahmen von Wetterstationen, einem Projekt mit fünf internationalen Partnern, das vom Kulturprogramm der Europäischen Union gefördert wird, in Auftrag gegeben. Schriftsteller und Schüler an den fünf Standorten nahmen an dem Projekt teil und der vorliegende Band enthält eine Auswahl ihrer Arbeiten.

© 2015

Alle Urheberrechte verbleiben bei den jeweiligen Autoren und Mitwirkenden

Weitere Informationen sind bei Free Word erhältlich:

Sophie Wardell info@freewordcentre.com

www.freewordcentre.com

Alle Rechte vorbehalten

Zu dankenden Trägern:

Warschau

INHALT



Einführung in das Projekt	6
Klimawandel Schreiben: Gastschriftsteller	9
<i>Plastikmeer</i> — Mirko Bonné, Berlin	10
<i>[Erneute] Rückkehr</i> — Tony Birch, Melbourne	18
<i>Exegi monumentum</i> — Jaś Kapela, Warschau	23
<i>Erinnerungen an eine Insel</i> — Xiaolu Guo, London	25
<i>Glas Wasser</i> — Jaś Kapela, Warschau	32
<i>Gehen Wir</i> — Tony Birch, Melbourne	33
<i>Einäscherung</i> — Oisín McGann, Tallaght	37
<i>Die Auslöschung des Düsseldorfer Hofgartens</i> — Mirko Bonné, Berlin	42
<i>Wie ich die globale Erwärmung nicht aufgehalten habe</i> — Jaś Kapela, Warschau	44
<i>Die Küstenseeschwalbe</i> — Tony Birch, Melbourne	51
<i>Vergessener Schnee</i> — Xiaolu Guo, London	59
Reflexionen der Schriftsteller	77
<i>Danach</i> — Xiaolu Guo, London	78
<i>10 Dinge, die ich gelernt habe, als ich gegen die globale Erwärmung kämpfte</i> — Jaś Kapela, Warschau	80
<i>Sich einen Dreck darum scheren? Vielleicht besser doch nicht ...</i> — Oisín McGann, Tallaght	82
<i>Die wahrscheinlich letzte Chance zu innigerem Miteinander Selbstinterview</i> — Mirko Bonné, Berlin	85
<i>Wie schwer wiegt ein Wort?</i> — Tony Birch, Melbourne	89
Klimawandel Schreiben: Außenstationen	93
Über die Partner	143
Über die Außenstationen	147
Über die Schriftsteller	151
Über die Übersetzer	154
Bildnachweise	158

EINFÜHRUNG



Viele sagen, dass der Klimawandel die wichtigste und komplexeste Krise ist, mit der sich die Menschheit auseinandersetzen muss: sie bildet das vorherrschende, moralische Gebot unserer Zeit. Nicht nur die Bedrohung der Umwelt sondern auch entscheidende Menschenrechtsfragen beeinflussen jeden Aspekt unseres Lebens – die Sicherheit des Friedens, Armut, Gesundheit, Befinden, Massenmigration und Wirtschaft. Um einen lebenswerten Planeten zu erhalten, raten Wissenschaftler, dass der CO₂-Gehalt in der Atmosphäre von den derzeitigen 400 ppm (parts per million) auf einen Wert von weniger als 350 ppm herabgesetzt werden muss. Es ist bekannt, dass wir deshalb anstreben müssen, die durchschnittliche globale Oberflächentemperatur um zwei Grad Celsius zu senken, damit das Ausmaß menschlicher Eingriffe aufhört, aus wissenschaftlicher Sicht „gefährlich“ zu sein.

Obwohl die Notwendigkeit einer Bekämpfung der Bedrohungen unserer Umwelt in zunehmendem Maße anerkannt wird, gestaltet es sich als schwierig, die notwendige mehrheitliche Unterstützung zur Veränderung von Gewohnheiten zu nutzen. Wissenschaftler verwirren mit Statistiken, Journalisten überwältigen mit Fakten und zu häufig sind die Darstellungen des Klimawandels abstrakt, düster und abschreckend.

Wetterstationen war ein 18-monatiges Pilotprojekt mit fünf Partnern in Berlin, Dublin, London, Melbourne und Warschau, das sich das Ziel gesetzt hatte, Literatur und das Erzählen von Geschichten ins Zentrum der Klimadebatte zu rücken.

Jeder Partner – oder jede „Wetterstation“ – beauftragte

einen Gastschriftsteller, sich mit Wissenschaftlern, Philosophen, Wirtschaftswissenschaftlern, anderen Schriftstellern und der Öffentlichkeit auseinanderzusetzen, und gleichzeitig seine eigenen Texte zu entwickeln. Dabei wurden sie auch mit Schülern in den Schulen vor Ort kreativ, die in den Worten von Tony Birch „vor Ärger und Begeisterung funkelten.“ Hier wurde der neuen Generation die Realität unseres bedrohten Planeten und die „langsame Gewalt des Klimawandels“ nahegebracht und die jungen Menschen mit dem Wissen, der Motivation und den Mitteln ausgestattet, um für eine nachhaltige Zukunft zu kämpfen.

Für die Schriftsteller und Schüler wurde eine internationale Website als eine Art Album eingerichtet, auf der sie während des gesamten Projekts ihre Erfahrungen austauschen konnten: die Entdeckungen, Höhepunkte und Frustrationen, die im Verlauf des Projekts aufkamen, als jeder Schriftsteller jede Wetterstation besuchte, um die einzigartige Perspektive eines jeden Partners zum Klimawandel kennenzulernen.

Die kraftvollen und aufrüttelnden Texte in diesem Band sind das Ergebnis. Sie sind voller Menschlichkeit und Humor, sie hinterfragen die Sprache, das „lebenswichtige Bindegewebe“ (Mirko Bonné), zeugen von einer tiefen Liebe für bestimmte Orte und für die Natur, von einem Gefühl des Verlustes, der Angst – und der Hoffnung. Von Lyrik, Kurzgeschichten und Comics über Rap und Reflexionen bis zu persönlichen Tagebucheinträgen liefern die Beiträge Hinweise dazu, wie – in den Worten von Oisín McGann – „wir die verlockenden Elemente unseres Alltags anpacken und sie in Beziehung zu den größeren, dramatischen Ideen setzen können“, um so die Verbindungen zu jenen Tatsachen herzustellen, von denen wir wissen, dass sie eintreten werden.

Wetterstationen wurde aus der Überzeugung ins Leben gerufen, dass Literatur abstrakten Ideen menschliche Wärme verleihen kann. Schriftsteller erfinden Welten für uns, die wir entdecken können und die uns, wenn wir uns auf sie einlassen, ermöglichen, Mitgefühl für andere zu entwickeln. Wir beginnen uns vorzustellen, wie sich die Dinge ändern und wie wir gemeinsam das Ziel ökologischer Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit anpacken können. Darüber hinaus brauchen wir Geschichtenerzähler, um die wissenschaftlichen Daten zu erklären, die Politik zu umschiffen und die häufig zu kurzsichtigen Eigeninteressen der Finanzwelt zu ignorieren. Auf diese Weise zeigen sie uns, wie wir unser Leben anders gestalten könnten, geleitet von ökologischen statt

wirtschaftlichen Grundsätzen.

Diese Anthologie erscheint direkt vor der UN-Klimakonferenz in Paris im Dezember und wir hoffen, dass ihr Inhalt und die Texte dazu beitragen werden, die akuten Geschichten über den Klimawandel in den Mittelpunkt zu rücken.

Wie Anna Ahdamazai, eine Schülerin aus London, die ihre Inspiration bei Martin Luther King findet, schreibt: „Unser Leben endet an jenem Tag, an dem wir über die wichtigen Dinge zu schweigen beginnen. Hör auf zu schweigen und erhebe deine Stimme für die wichtigsten Dinge.“

*Partner der Wetterstationen
September 2015, Warschau*

KLIMAWANDEL SCHREIBEN: GASTSCHRIFTSTELLER

So schlängelt sie dahin, die dunkel funkelnde Wassernatter, vorbei an Sträuchern, an Büschen und Wegen, in das rotastige Uferdickicht. Und ist vollkommen lautlos. Ein Geriesel, leise rollendes Zischeln ist schwach zu hören, wenn sie Holz im Maul hat, am Grund Steine

PLASTIKMEER



Mirko Bonné, Berlin

Das schmale Wasserband, das unter
Falschen Akazien und Eschen hindurch,
zumeist aber älteren Birken, in denen Enten
und stumm davonstürzende Blässhühner leben,
riechend nach dem Morast der stillen alten Wälder
von Stormarn und Holstein, hinunter nach
Hamburg geflossen kommt, das trägt
den Namen Alster und ist und war
immer Fluss. Zu den zwei Seen
in der Mitte der großen Hansestadt
wurde er erst, als ein Müller auf Geheiß des
vom Kreuzzug ins Heilige Land zurückgekehrten
Adolf III. das Flüsschen aufstaute mit dicken Dämmen,
die sogar den Elbestrom zum Erliegen gebracht
hätten. Da wuchs dann wohl ein Nordmeer
inmitten der hölzernen Stadt, das ganze
Holsteiner Wasser der Wöddelbek,
Rönne, Wischbeck und Lankau,
von Sielbek und Tangstedter
Mühlenbach floss und
floss nicht ab, blieb
nicht nur stehen, das
unbarmherzig nach- und
immer noch nachströmende
Element wurde binnen Wochen
heillos-unaufhaltsam größer und
breiter, bis erst die Außen-, dann die

Binnenalster (abgetrennt erst viel später)
zwei heute türkisgrüne und morgen türkisblaue,
fast immer aber von Westwinden aufgeraute
Seen wurden, von dichten Röhrichtgürteln
eingefasst und von den Leuten geliebt
schon länger als seit achthundert Jahren.
So schlängelt sie dahin, die dunkel funkelnde
Wassernatter, vorbei an Sträuchern, an Büschen
und Wegen, in das rotastige Uferdickicht. Und
ist vollkommen lautlos. Ein Geriesel, leise
rollendes Zischeln ist schwach zu hören,
wenn sie Holz im Maul hat, am Grund
Steine, mitgeschwemmte Styroporplatten
von einer Baustelle irgendwo oder ein
schütteres Brombeergestrüpp, das
ihr im Weg war und sie kurz mal
mit sich reißt, als würd da die
Winteralster sagen, dass ja keiner
sterben muss, der spielen kann. Schwarz
und einen halben Mann höher ist sie
während einer Überschwemmung.
An den Weihnachtsfeiertagen 2014
ergossen sich nach wochenlangem
Starkregen über der Feldmark und
den letzten Fetzen von Laubwald
zwischen Kaltenkirchen, Bad
Oldesloe und Duvenstedt
die sonst so idyllisch anmutenden
Alsternebenflüsse mit kaum je gekannt
Macht in den Fluss und verwandelten ihn binnen
Stunden in ein unabschätzbare Strömen, das
Sandsackbarrikaden notwendig machte zum
Schutz der Reihenhaussiedlungen und
zahllose Schaulustige auf die nicht länger
an Ort und Stelle befindlichen Alsterlaufufer
schwemmte ganz wie, Zyniker sagten: Treibholz.
Die Wucht von mehr als dreihundert übereinander-
gestellten Tanklastwagen hatte ein jeder der bedrohlich
stumm sich vorüberwälzenden schwarzen Wassermeter, so
errechnete es irgendein Mensch. Auen, Spielplätze,
Ufergehölze, die Wege und viele Straßen,
auch Brücken, Grundstücke, Stege,
ein großer Schuppen am Fuß des
Bahndamms für weiß Gott was
für lang vergessenen Schrott
gingen unter und versanken
für Tage und für Wochen.
Kinder fragten, ob das
Wasser denn jetzt so
bliebe, so hoch, so dunkel

und so, so böse. Ja, sagte ich
zu einem kleinen Mädchen
mit einer Augenklappe,
so wird es von nun
an wohl immer
bleiben. Tja.
Die Welt, sie
wird schwarz.
Und der Nachbar,
der mit seiner bei ihm
untergehakten Gattin und dem
unsichtbaren Hund auf eine Alster-
biegung blickte, wo sonst der Fluss um
die Kurve kam und sein goldbraunes Funkeln
ans Ufer schleuderte, er beäugte die albraumhafte
Wasserunermesslichkeit und sagte tonlos, nie
in seinem Leben, seit er hier als Schüler
Boote habe segeln lassen, sei ihm
Derartiges an der Alster untergekommen,
nie habe es das schon mal gegeben, nicht mal im
Traum, wo alles möglich sei, sei das möglich gewesen.
Schnell, dass die hin und her flitzenden Pupillen
ihm gar nicht folgen konnten, rollte der Fluss
unter der Fuhlsbütteler Eisenbahnbrücke
hindurch südwärts auf die Freie und
Hansestadt zu. Drei Plastikkanister
sah ich und stellte mir ein Floß vor, das
sich damit bauen ließe. Hochwasser, sagte
der verdutzte Nachbar. Überschwemmungen.
Die habe es ja immer gegeben, ob sommers,
winters, im Herbst oder in Sonderheit im
Frühling, sobald die Schneeschmelze
Stormarn heimsuche. Jedoch das hier,
diese schwarzen Wassermassen,
so einen Schmodderpark,
nie, wirklich, nein.
Vorbei am Rödingsmarkt
und an der Herrlichkeit fließt die
in steinerne Böschungen gezwängte
Alster und mündet zwischen Hamburger
Neustadt und dem Portugiesenviertel
in die Elbe. Sechs Stunden, und
Dampfer, Frachtschiffe und Tanker
erreichen auf dem tief ausgebaggerten
Strom die See. Die drei Kanister, ein Floß,
das nie gebaut werden wird, da ich weder
ein Tom Sawyer bin noch ein Huckle-
berry Finn und mein liebster Fluss
nicht der Mississippi ist, sondern ein
Flüsschen, an dem ich oft stehen bleibe,

um aufs Wasser zu blicken und nachzudenken
über den Sinn von Gedichten, diese drei erbarmungs-
würdigen leeren Plastikbehälter treiben für
Wochen von der Eisenbahnbrücke bis
ins brackige Elbwasser zwischen
St. Pauli, Finkenwerder und
Glückstadt. Ihr Plastik, gegossen,
geformt, ausgestanzt und verleimt etwa in
einer Fabrik in Hangzhou, ehe es mit Millionen
baugleicher milchweißer Kanister an Bord eines
Containergiganten nach Hamburg verschifft wurde,
benötigt, ohne zerrieben zu werden, an die 850 Jahre,
bis es sich zersetzt und von der Erdoberfläche verschwindet,
so lange, wie mitten in Hamburg jetzt schon die beiden
Alsterseen liegen. Obgleich für Plastik wohl
dasselbe gilt wie für die Seele. Ein
endgültiges Verschwinden,
nein, das gibt es nie.

Arne Rautenberg aus Kiel
verwandelt mit einem Gedicht
in seinem Band „Seltene Erden“
die Plastikverseuchung der Meere
in Kunst, und zwar in seine, wofür
er sich bedankt (bei den Gezeiten, der
Wellenbewegung und dem UV-Licht, aber
auch bei Plankton und den großen Meeres-
wirbeln), dafür, ein Künstler zu sein, der alle
Kontinente umspielen dürfe. Es lebe die Kunst.
Es lebe die einzig ewigbeglückende künstlerische
Freiheit! Das heißt auch, alles will Kunst sein,
so wie alles, was irgend lebt, frei ist. Plastik
war im Jahr 1800 für Friedrich von Hardenberg, der
sich Novalis nannte, der Neuland Rodende, ein Begriff
der Ästhetik, als er schrieb, Musik, Plastik und Poesie
seien unzertrennliche Elemente, seien in jedem freien
Kunstwesen zusammen und nur nach Beschaffenheit
in verschiedenen Verhältnissen vereinigt.
Novalis fasste diesen Gedanken
im Burgenländischen, in Weißenfels
an der Saale, die mit der Mulde, der Müglitz
und der Vereinigten Weißeritz ein Flussland bildet,
das er liebte und wo er sein ganzes Leben verbrachte.
Alle vier Flüsse münden in den Elbestrom, und so,
bei Barby, auch die Saale, in der Novalis
als Junge schwimmen ging, nackt
und oft bis tief in die Nacht.
Zeitlebens hat Hardenberg
kein einziges Mal etwas aus Kunststoff
in Händen gehalten. Kein Wunder! Es gab ja
nichts aus Plastik, nicht den Haarreif eines winzig-

kleinen Püppchens, nirgendwo auf der vom Rauschen
der nicht enden wollenden Wälder, der Stille, dem Schallen
der Glocken und dem Gestank der Kloaken geprägten
ganzen alten Welt. Joghurtbecher, Becherdeckel,
Uhren, Folien, Einkaufsbeutel, Tüten in allen
Farben, Größen und Formen, Spielzeug
in allen Formen, Größen und Farben,
Feuerzeuge, Diskettenhüllen, Stifte,
Automatten, Einmalrasierer, Radkappen,
Kämme, Klammern, Kugelschreiberhüllen und
Hüllen für Hüllen, Flaschen, Flaschenverschlüsse,
Auto-, Traktoren-, Lastwagen- und Mähdrescherreifen,
Näpfe, Teller, Bestecke, Brottüten und Kartenhüllen,
Kartenhüllenhüllen, Spiegelrahmenhüllen, Kanister,
Wegwerfstühle, Wegwerfschalen, Wegwerftische,
Stecker, Steckdosen, Wegwerfsteckdosenleisten,
Brillen, endlose Strecken an Kabeln, Kabeln,
in Taschen, in Säcken und Beuteln, gefüllt
in Wegwerfhüllen, Wegwerfhüllenkästen,
nichts, gar nichts, nicht das kleinste Teil
davon gab es auf der noch unzerstörten,
unverhüllten, unverkabelten stillen Welt,
als Novalis in der Saale schwamm und
nicht über Fettverbrennung, Muskel-
aufbau oder Bruststraffung nachdachte,
sondern vielleicht darüber, ob der Busen wohl
die in Geheimnisstand erhobene Brust sein könnte
und die Physik nichts als die Lehre von der Phantasie.
Zum Großteil verschwindet der von der Elbe in die Nordsee
gewälzte Plastikmüll dort in den dunklen Abgründen
des Meers. In Sedimenten des lange verheerten
Grundes finden sich in unfassbaren Mengen
winzigste Mikroplastikteile, eine Anzahl meist
faserförmiger Partikel, die, laut dem Fachblatt
„Open Science“ der britischen Royal Society,
um das Zehntausendfache höher liegt als die jener
größeren Plastikbruchstücke, die in stark verschmutzten
Wasserwirbeln dahintreiben und sich zu wahrhaften
Müllkontinenten, größer als Mitteleuropa,
zusammengebacken haben. Wäre jeder
Quadratkilometer des Meeresbodens
ein See, so wären sie alle, diese Seen,
verstopft, ja man möchte sagen: zugekackt
mit Milliarden Plastikfasern bis hinauf
in die höchsten Uferbaumwipfel.
Überall auf der Erde, ob am Nordpol,
im Schwarzen, Roten oder Toten Meer,
in der Karibik oder Antarktis, kein größeres
Gewässer, keine Küste und kein Strand ohne
Plastikrückstände, schreiben Forscher in London

um Lucy Woodall vom Natural History Museum, vor dessen Lärmschutzfensterfronten fischleer, begradigt und verpestet die Themse schwappt. In den sieben Weltmeeren schwimmen nach Berechnungen beinahe zweihundertsiebzigtausend Tonnen Plastikmüll, eine horrende Zahl, die jedoch nachgerade absurd, weil rätselhaft gering ist, vergleicht man damit die galaktische Menge an Kunststoffmüll, die wir alle tatsächlich ins Meer verklappen, nämlich geschätzte sechseinhalb Millionen Tonnen, denn das wahre Gewicht des Pfropfes, mit dem wir die Welt verstopfen, wer will es auch berechnen. Wo ist er hin, der ganze Wohlstandsreck, muss man sich fragen. Bloß ein kleiner Teil des Mülls scheint in Form sichtbarer Partikel an der Wasseroberfläche zu schwimmen. Größere brechen im Gang der Wellen entzwei, werden zerrieben, zerschreddert, unter anderem durch UV-Licht, zu Winzigeilchen, die kaum auszumachen sind. Lagern sich Algen oder andere Kleinlebewesen auf ihnen ab, so gehen sie unter und sinken nicht anders als Schiffe, Flugzeuge oder ein Toter ins Dunkel hinunter auf den Grund. Lucy Woodalls Team analysierte zwölf Sedimentproben vom Meeresboden, die während Forschungsfahrten im Mittelmeer, im südwestlichen Indischen Ozean, aber auch im Nordostatlantik zwölf Jahre lang bis 2012 genommen worden sind. Auch vier Korallenproben wurden unterm Mikroskop und im Infrarot-Spektrometer untersucht. In allen Sedimentproben fanden sich Mikroplastikpartikel, meist faserförmig und gewöhnlich zwei bis drei Millimeter lang, oft aber unter bloß einem Zehntelmillimeter breit. Die Proben enthielten im Durchschnitt dreizehneinhalb Teilchen in je fünfzig Millilitern Flüssigkeit. Mehr als die Hälfte der Partikel war aus Viskose, was kein Plastik, sondern eine Kunstfaser ist auf Zellulosebasis, die in Zigarettenfiltern und zunehmend Kleidung Verwendung findet. Fische, Rochen, Haie, Wale und Schildkröten haben keine Verwendung dafür, für sie ist Viskose Gift, an dem sie zugrunde gehen

wie jeder, der nichts als Plastikfraß mehr für sich findet.
Das zweithäufigste in allen Meereslebewesen überall
auf dem Globus gefundene Material war Polyester,
ja, man kann wohl von Polyesterfischen reden,
Polyesterwasserschlangen, Polyesteroktopussen.
Und vielleicht spricht man, werden die Teilchen
erst kleiner und kleiner und kleiner zerrieben,
bis sie mit Meerwasserdampf kondensieren
und aufsteigen in die Luft, von Gewölk aus
Polyester oder Viskose, den Kunststoffwolken.
Der geringen Probenanzahl wegen seien Vergleiche
von Häufigkeit und Zusammensetzung der Sedimente
unmöglich. Faserförmige Winzigstpartikel aber kommen
anscheinend überall in der Tiefsee vor, in Sedimenten
wohl zehntausend Mal häufiger als in kontaminierten
Meereswirbeln. Laut Hochrechnungen enthält allein
ein Quadratkilometer Sediment der Tiefseegebirge
im Indischen Ozean rund vier Billionen Plastik-
fasern. Und Untersuchungen der Tiefseetäler,
die Senke für den Plastikmüll der ganzen Welt,
gibt es noch nicht. Dort herrscht die finsterste Nacht.
Lichtlos ist es und sternenleer. Nichts funkelt. Dennoch
atmet selbst da die Riesenwelt der rastlosen Gestirne,
die im blauen Ozean des Himmels schwimmen.

Ich lese über die politischen und wissenschaftlichen Aspekte des Klimawandels, so viel ich kann. Ich spreche mit so vielen Leuten wie möglich über das Thema. Ich kam als Autor und Pädagoge zu diesem Projekt. Und dennoch ist mein Interesse nicht an der Macht der Sprache, sondern an ihren Beschränkungen stetig gewachsen. Der Planet ist gewaltiger, als alle Worte oder Erzählungen, die die Menschen ihm zuschreiben.

[ERNEUTE] RÜCKKEHR

— ● — ● — ● — ● —

Tony Birch, Melbourne

Im September und Oktober 2014 besuchte ich im Rahmen des „Weather Stations“-Projekts die Städte Berlin, Dublin, London, Warschau, Danzig und Hel, und arbeitete dort mit Schul- und Gemeinschaftsinitiativen zusammen. Ich habe dabei viel gelernt. Manches davon war für mich überraschend. Es kam häufig vor, dass jemand zu mir sagte, „Bei euch da unten ist das ja alles viel schlimmer“ (der Klimawandel); ein Zeichen dafür, wie sehr das Problem als sichtbare Katastrophe wahrgenommen wird. Alle wussten über die Buschfeuer in Australien (die wir gerade wieder erleben), über Dürren und die Schäden am Great Barrier Reef Bescheid, was eine verständliche, aber doch stark eingeschränkte Beschäftigung mit dem Thema widerspiegelt.

Historisch gesehen haben Buschfeuer in Australien wenig mit dem Klimawandel zu tun und waren und sind ein natürliches Umweltphänomen. Sicher, da der Planet sich erwärmt (und 2014 könnte das wärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen sein), werden die Brände sowohl häufiger als auch heftiger. Und während in Australien manche den Zusammenhang zwischen dem Klimawandel und dem verstärktem Auftreten von Buschfeuern akzeptieren, reagieren wir auf psychologischer und intellektueller Ebene auf Brände als Katastrophen, die bekämpft, besiegt und überwunden werden müssen – auch wenn wir trauern. Selbst wenn die unmittelbare Katastrophe mit dem übergeordneten Problem in Zusammenhang gebracht wird, ist die Sprache, mit der unsere Reaktion beschrieben wird, in militaristische Ausdrücke gekleidet. Wir bekämpfen und besiegen den Feind. Konfrontiert mit weitläufigen Überflutungen, die mindestens ebenso sehr oder stärker unverantwortlicher Städteplanung geschuldet sind wie Änderungen in der Wetterlage, sind wir Queenslander, als ob das heroische Etikett einer Gruppe Menschen einen besonderen Status verleihe, die robust genug sind, um mit allem fertig zu werden – bis zur nächsten Überschwemmung.

Die negativen Auswirkungen des Klimawandels auf die Umwelt manifestieren sich nicht allein in plötzlichen Ausbrüchen meteorologischer Aktivität. Klimawandel ist

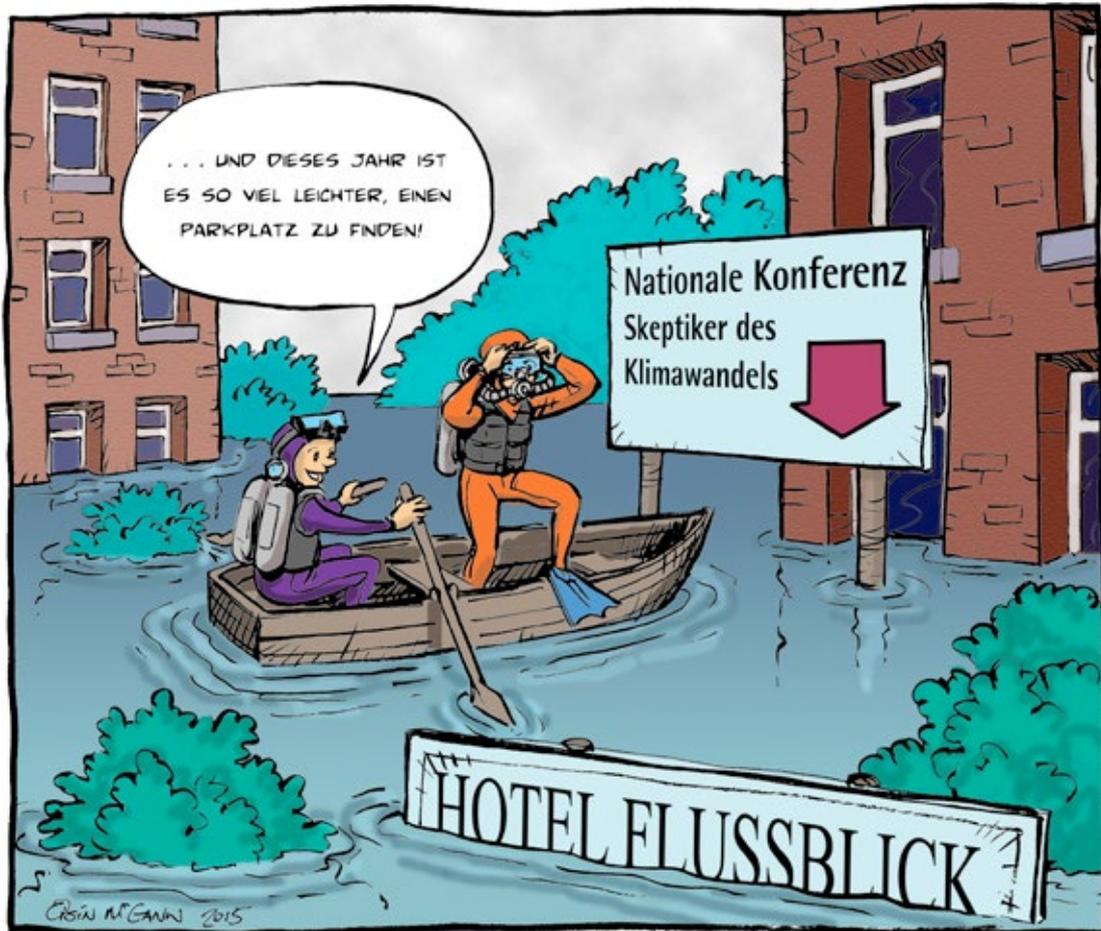
nicht einfach ein neues Phänomen oder ein in der Zukunft liegendes Ereignis. Seine Auswirkungen sind schleichend und tiefgreifend zugleich. Die Folgen des Klimawandels für unseren Planeten sollten nicht auf eine Phrase oder ein dramatisches Bild wie etwa die von einem Buschfeuer verursachte Verwüstung reduziert werden. Wenn wir an die katastrophalen „Black Saturday“-Feuer 2009 in Victoria zurückdenken, waren die Wetterbedingungen im Vorfeld des Wochenendes der Brände extrem. Was die meisten Menschen nicht wissen oder vergessen haben, ist, dass in Victoria mehr Menschen an der extremen Hitze vor den Bränden starben als in den Feuern selbst. Zweifellos hatten das Trauma und die Vehemenz der Brände einen unmittelbaren und schockierenden Einfluss auf diejenigen, die sie erlebten. Aber da die meisten von uns wenig oder nichts über die vielen Hundert Toten wissen, die absolut nichts mit den Bränden, sondern ausschließlich mit der Erwärmung des Planeten zu tun haben, denken wir nicht genug über ein Problem nach, das sich zwischen den Feuersaisonen nicht abschwächt, nämlich die stets gegenwärtigen Auswirkungen des Klimawandels. Während Menschen in anderen Teilen der Welt auf ihren Fernsehbildschirmen Bilder der Brände in Australien sehen und unser Land als Gruselgeschichte über die Erderwärmung betrachten, wird sich ihr Leben genau wie unseres verändern, und zwar nicht mit Angst und Schrecken, sondern heimlich, still und leise. Beispielsweise schmilzt der Nördliche Polarkreis – auch wenn der Vorgang zu langsam ist, um ein schlagkräftiges 30-Sekunden-Video für YouTube herzugeben, verändert er trotzdem den Planeten auf eine Art und Weise, wie wir es seit Jahrtausenden nicht erlebt haben.

Gestern war ich wieder an den Ufern meines Flusses spazieren – am Yarra in Melbourne. Ich habe für das „Weather Stations“-Projekt jetzt schon mehrmals über den Fluss geschrieben; ich habe mich so provinziell, „un“global und vielleicht sogar kleingeistig verhalten, wie ich nur kann. Ich bin noch nicht sicher, warum, aber ich glaube, dass mein Verständnis des Problems des Klimawandels hier gefunden werden muss, am Fluss. Ich lese über die politischen und wissenschaftlichen Aspekte des Klimawandels, so viel ich kann. Ich spreche mit so vielen Leuten wie möglich über das Thema. Ich kam als Autor und Pädagoge zu diesem Projekt. Und dennoch ist mein Interesse nicht an der Macht der Sprache, sondern an ihren Beschränkungen stetig gewachsen. Der Planet ist gewaltiger, als alle Worte oder Erzählungen, die die Menschen ihm zuschreiben.

Als ich gestern dabei war, den Fluss zu verlassen, ging ich gerade eine meiner liebsten Flussbiegungen entlang. In einem bestimmten Moment, nicht mehr als ein oder zwei Sekunden lang, konnte ich den Fluss so riechen, wie ich es vor über vierzig Jahren tat. Ich konnte die Erinnerung an den Fluss körperlich spüren. Es war eine ebenso physische wie psychologische Reaktion. Mein nächster Gedanke war, dass mir die Worte fehlten, wirklich alle, um das Gefühl zu beschreiben.

Ich war zufrieden mit diesem Gefühl.

Übersetzt von Elisabeth Meister



Oisín McGann

ich habe ein Denkmal errichtet
dauerhafter als aus Erz
nur heute
aus einer Plastikflasche
einem Joghurtbecher
einer Bierdose
einem Kaugummi
drei Folienbeuteln

EXEGI MONUMENTUM



Jaś Kapela, Warschau

ich habe ein Denkmal errichtet
dauerhafter als aus Erz
nur heute
aus einer Plastikflasche
einem Joghurtbecher
einer Bierdose
einem Kaugummi
drei Folienbeuteln
nachdem ich gegessen und getrunken habe
werden sie sich 450 Jahre lang zersetzen
dazu ein paar Verpackungen
keine Ahnung wie lange diese sich zersetzen
bestimmt länger als ich mich
vom Altpapier rede ich nicht
es wird mich nicht überleben
auch wenn ich ein Gedicht schriebe
auf jeder empfangenen
Papiertüte
Tüten sind das eine
Kohlendioxid das andere
10 Tonnen schwarzes Gold
zurzeit in Gasform
kreisen über meinem Kopf
und es ist gut so dass sie kreisen
denn ich hätte sonst keinen Platz für sie
10 Tonnen nur in diesem Jahr
in den vergangenen nicht weniger

300 Tonnen bis ich dreißig werde
und ich habe eigentlich noch nicht vor zu sterben
(auch wenn es manche ab und zu für mich planen)
ein paar ganz schöne LKWs
in der Vorstadt ein Häuschen
aus Kohlendioxid, Abfall und Rauch
und all das ist meins
meins meins meins
my precious
stellt euch vor ich sage es wie Gollum
im Übrigen sehen wir ähnlich aus
ich habe ein Denkmal errichtet dauerhafter als aus Erz
du hast es auch errichtet
jedem sein Mordor
und einigen auch ein Stück des Fremden
Übersetzt von Małgorzata A. Bartula

ERINNERUNGEN AN EINE INSEL



Xiaolu Guo, London

Insel

1. North Sentinel Island

In dem Film gibt es eine Insel. Seitdem ich diese verblasste Farbdokumentation vor fünfzehn Jahren sah, verfolgt sie mich. Sie wurde von einem kleinen Boot aus vor der Küste der Insel gedreht, und die Besatzung des Bootes war dort, um das Verhalten der Inselbewohner aufzuzeichnen. Im Sucher der langen Linse der Kamera rennen nackte Männer eines Stammes wild am Strand auf und ab. Und unsere zivilisierten modernen Dokumentarfilmer beobachten sie vom Meer aus — zu ängstlich, um an Land zu gehen. Wenn ich an diese Bilder denke, fallen mir die frühen anthropologischen Filme von Robert J. Flaherty oder Jean Rouch ein. Der brachiale Tanz der Insulaner hat sich für immer als Symbol der Unschuld in mein Gedächtnis eingeschrieben.

Sie gehörten zu den Sentinelesen, die auf North Sentinel Island im Andamanen-Archipel des Indischen Ozeans leben. Deren feindselige Einstellung gegenüber Fremden nach tausenden von Jahren Isolation von der Welt war berühmt. Nackt, schwarz, mit afrikanischen Zügen, schlank mit kräftigen Beinen rannten sie wie Leoparden über die Graslandschaft. Das kann man selbst auf den unscharfen Bildern, die mit der Kamera aus der Entfernung auf dem Boot aufgenommen wurden, erkennen. Neben dem Kameramann gab es noch drei andere Männer im Boot, darunter einen nachdenklich aussehenden indischen Anthropologen. Die Reise war als „Kontaktexpedition“ mit dem Stamm auf der Insel geplant. Aber es kam anders. In dem Dokumentarfilm kann man sehen, wie die Eingeborenen immer wütender werden, je näher das Boot der Insel kommt. Sie heben ihre Speere und schreien die nahende Filmcrew an. Es sieht so aus, als wollten sie ihre Waffen auf die Eindringlinge abschießen. Die Kamera läuft weiter und filmt die gestikulierenden Inselbewohner. Mitunter schießen die Insulaner einen Schwarm Pfeile auf die Menschen im Boot. Das Boot bleibt in der schaukelnden, windigen See, im tiefen, gefährlichen Wasser, in das die Eingeborenen nicht einfach eintauchen können. Der nachdenklich aussehende Anthropologe sagt etwas zu seinem

Kollegen, der daraufhin beginnt, den Insulanern etwas in einer unverständlichen Sprache zuzurufen und dabei — als (vergebliche) Geste der Freundlichkeit — zwei Kokosnüsse und ein paar Bananen hochzuhalten. Wir modernen Zuschauer verstehen diese Körpersprache sofort, aber bei den Sentinelesen funktioniert sie nicht. Sie springen weiter wütend an der Küste entlang und halten ihre Speere und Bögen auf das Boot gerichtet.

Im Film wird mit einem altmodischen BBC-Voiceover das Geschehen erklärt. Es wird erläutert, dass das Boot zu einem früheren Zeitpunkt nah genug an den Strand gelangt war, dass einer von der Besatzung mit einem lebendigen Schwein in seinen Armen herausspringen konnte. Er schaffte es, so schnell er konnte, das Schwein an einem Baum am Strand anzubinden, und zurück zum Boot zu stürzen. Dann warteten sie an Bord und suchten mit den Augen den Dschungel nach einer Reaktion ab. Zunächst kam niemand und das Schwein aus der zivilisierten Welt war das einzige sichtbare Lebewesen. Dann hoben sich nach und nach einige dunkle Körper aus dem Schatten der Bäume ab. Sie schienen Furcht vor den Fremden im Meer und vor dem Schwein zu haben. Dann kamen immer mehr Männer des Stammes mit Speeren und Pfeilen an. Nachdem sie einige bedrohliche Gebärden gemacht hatten, schlachteten sie das Schwein, nahmen es aber nicht mit. Stattdessen begruben sie es. Dann verschwanden sie in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Ich bin mir nicht sicher, wann dieser Dokumentarfilm gedreht wurde, schätze aber, dass das vor gut dreißig oder vierzig Jahren war. Wahrscheinlich in den 70ern. Die Voiceover-Stimme erklärt mir, dass die Sentinelesen eins der letzten Jäger und Sammler-Völker auf der Erde sind. Da sie Fremden gegenüber so feindselig sind, haben die Menschen die Insel in Ruhe gelassen. Bei der letzten Volkszählung, die 2001 von der indischen Regierung durchgeführt wurde, wurden 39 Personen auf der Insel gezählt. Diese Zahl wurde jedoch aus der Ferne, durch Beobachtungen und Zählungen von einem Boot oder einem Hubschrauber aus ermittelt. Einige Einwohner hielten sich während der Zählung wahrscheinlich in Höhlen versteckt. Schätzungen zufolge könnten insgesamt 200 Menschen dort leben. Es ist auch nicht bekannt, welche Sprache sie sprechen. Auch ihre Religion bleibt ein Mysterium und auch ihre Ethnizität ist unklar. Anthropologen gehen davon aus, dass sie die direkten Nachfahren von Jäger und Sammler-Völkern aus Afrika sind. Sie landeten wahrscheinlich vor 50.000 Jahren auf der Insel und führten ihre Lebensweise bis zum heutigen Tag fort. Also, nicht genau heute — die letzten Nachrichten von der Insel gab es 2006, als die Einwohner zwei Fischer aus Indien töteten, die der Insel zu nahe gekommen waren. Und jetzt geht man sogar davon aus, dass alle Sentinelesen ausgestorben sind. Trotzdem gestattet die indische Regierungen keinem Fremden, den Zutritt zu diesem Ort voller gewalttätiger Geheimnisse. Daher gibt es keine Bestätigung, dass sie ausgestorben sind.

2. Insel-Mentalität

Gibt es wirklich eine Insel-Mentalität im Gegensatz zu einer Festland-Mentalität?

Eine Insel voller Leben ist ein Segen der Natur, aber auch ein Fluch. Selbst auf einer Insel, auf der es vor Leben nur so wimmelt, bedeutet das Leben, den Beschränkungen der Ressourcen ins Auge zu blicken. Die Insulaner müssen sich entweder ins gefährliche, unbekannte Wasser wagen, um sich zu versorgen, oder sie können an Land bleiben und mit dem letztlich begrenzten Angebot an Nährstoffen haushalten. Menschen auf dem Festland teilen dieses Schicksal nicht. Auf dem Festland gibt es keine klar umrissenen Grenzen und die Grenzen, die es gibt, lassen sich überqueren. Früher wurden immer Packtiere mitgenommen, um Waren über die Berge zu schaffen. Heutzutage erzwingt man sich den Zutritt mit Waffen. Die Chinesen bauten über Jahrhunderte die Große

Chinesische Mauer, um sich zu verteidigen. Trotzdem wurden die von Menschen errichteten Grenzen am Ende immer zerschlagen. Die Mongolen eroberten China auf Pferden und mussten die Große Mauer dazu nicht einmal überqueren. Die Palästinenser schafften es, Tunnel unter dem Gaza-Streifen zu graben und Menschen und Güter hin- und herzuschmuggeln. In einer idealen Welt sollten die Menschen niemals versuchen, innerhalb von Grenzen zu leben, sondern lernen, mit der Offenheit und Weite umzugehen. Offenheit erlaubt den Menschen, sich anzupassen und auf alle möglichen Einflüsse, selbst gewaltsame, zu reagieren. Die nahtlosen Übergänge der Karten zeugt von den kulturellen Überschneidungen und der Integration, obwohl einige Kulturen im Zuge der Eroberungen und Neusiedlungen durch andere ersetzt wurden.

Die Britischen Inseln, auf denen ich wohne, bilden die größte Inselgruppe Europas. Mehr als 60 Millionen Menschen leben auf dieser verregneten und windigen Landmasse und streiten sich um Jobs, kämpfen um Chancen und wetteifern um die sogenannte Demokratie und Freiheit, die viele Migranten aus der Dritten Welt hier suchen — zumindest am Anfang. Es ist definitiv die überfüllteste Insel der westlichen Welt, unabhängig davon, ob Schottland weiter zum Land gehört oder nicht. Trotzdem eignet sie sich vielleicht nicht sehr gut, um nach Beispielen einer Insel-Mentalität zu suchen.

Es gibt zwei Gründe, warum zumindest Teile Großbritanniens die Insel-Mentalität abgeschüttelt haben. Erstens wurde Großbritannien immer besetzt: von den Römern, den Wikingern und den Normannen. Es hat eine gemischte Kultur und die Politik änderte sich fortwährend im Verlauf der Geschichte. Zum Zweiten war Großbritannien ein Imperium. Die britische Insel weitete sich phänomenal über ihre Küsten hinweg aus und schluckte ein Drittel der Welt. Mit der Überwindung der Insel-Mentalität brachte Großbritannien einige der größten Denker der modernen Welt hervor.

Seitdem ich in Großbritannien lebe, faszinieren mich die Reisenden und Entdecker, die die Grenzen dieser Insel durchbrachen. Menschen wie Captain James Cook oder Robert Louis Stevenson. Stevenson war das perfekte Beispiel eines romantischen Abenteurers — er unternahm seine erste Reise nach Amerika wegen seiner Geliebten. Danach war er auf der ständigen Suche nach dem idealen Haus. Später in seinem Leben ließ er sich auf der Samoa-Insel in Polynesien nieder, die für ihn das perfekte Domizil war. Seine Freundschaften mit den Insulanern waren tief. Hier starb er auch: In seinen letzten Jahren schrieb er: „Krank und gesund, ich hatte ein herrliches Leben, grolle niemandem, bedaure sehr wenig ... alles noch einmal, Verdammung oder nicht, würde wohl für keinen Mann meiner Zeit etwas ändern.“ Ich glaube an die Ernsthaftigkeit seiner Worte, soweit man einem Fabeldichter denn glauben kann.

James Cook eroberte Inseln und wurde von Insulanern getötet. Robert Louis Stevenson lebte in Frieden mit ihnen. Im Verlauf der Geschichte haben sich die Rassen vermischt und die Ethnien sind vielschichtiger geworden. Die Menschen sind aber nach wie vor alle Homo Sapiens. Und Homo Sapiens zu sein bedeutet, eine Insel-Mentalität zu haben — wir sind unfähig zu erfassen, was nach unserem menschlichen Leben kommt oder können gar das Universum verstehen. Als Gattung haben wir eine sehr enge Sichtweise und eine aggressive Einstellung gegenüber anderen Arten entwickelt. Wir denken, dass die menschlichen Ziele auf diesem Planeten an erster Stelle stehen. Daher haben wir die Landschaft so gestaltet, wie sie nun ist, auf Kosten vieler anderer Gattungen, die nun ausgestorben sind. Wir haben den Planeten Erde überbevölkert und stark verschmutzt. Und natürlich schert uns das nächste Millennium herzlich wenig, da uns eigentlich egal ist, über das Leben unserer Enkel hinaus zu denken. Wenn wir in Zukunft aussterben, wäre unsere Geschichte vergleichbar mit der der Sentinelesen auf ihrem isolierten kleinen Flecken Dschungel umrandet von gelbem Sand. Die Menschen des Stammes sind verschwunden, die Insel bleibt.

3. Coochiemudlo Island

Vor nicht allzu langer Zeit besuchte ich noch eine andere Insel im Südpazifik, die noch viel kleiner ist als North Sentinel Island, nämlich nur fünf Quadratkilometer groß. Dies ist Coochiemudlo Island vor der Küste von Queensland in Australien. Coochiemudlo ist ein Wort der Aborigines und bedeutet rote Erde. Die tief rote Erde, in der die Gummibaumbüsche ihre Wurzeln haben, ist deutlich erkennbar. Auch der Sand am Strand ist rotbraun und das, obwohl er ständig von der See gespült wird. Die Erde stammt von einem uralten Vulkan, wodurch sich auch die üppige Vegetation auf der Insel erklären lässt. Am meisten beeindruckt mich aber, wie die Mangroven überall wuchern. Mangroven wachsen dort am besten, wo es Salzwasser und ein tropisches oder semi-tropisches Klima gibt. Sie verankern ihre Wurzeln tief im Meerwasser und geben das Salz auf der Oberfläche ihrer Blätter ab. Einfach zauberhaft! So ganz anders als wir! Allerdings heißt es, dass das verstärkte Wachsen der Mangroven ein Zeichen für den Klimawandel ist — das Salzwasser verschlingt mehr Land und die Temperaturen steigen jedes Jahr.

Trotzdem ist Coochiemudlo die quasi perfekte Insel für Romantiker. Sie ist klein, blau und tagsüber sonnig. Nachts kann man den schönsten klaren Sternenhimmel beobachten. Die Häuser wurden im typischen Queensland-Stil erbaut — Holzkonstruktionen in Hochlage mit ein oder zwei Etagen und einer rustikalen, aber gemütlichen Veranda. Zu jedem Haus gehört ein kleines Stück Land und überall stehen ein oder zwei Gummibäume in den Vorgärten, die das Haus wie Wächter beschützen. Mir wurde gesagt, dass es circa 500 Häuser auf der Insel gibt und dass hier 700 Menschen wohnen. Das Durchschnittsalter ist 52 und die meisten Bewohner sind eindeutig Rentner. Die Fähre ist das einzige öffentliche Transportmittel, das die Insulaner zum Festland bringt und wieder zurück.

Ich fuhr nach Coochiemudlo, um die Familie von Freunden zu besuchen. Früher haben sie in Brisbane und Sydney gewohnt, aber nach der Pensionierung haben sie sich auf die Insel zurückgezogen. Das Leben wird umso vieles einfacher, wenn es nur zwei Straßen, eine Bibliothek und ein Geschäft gibt. Überall, wo man spazieren geht, kann man die Wellen und den Klang der Vögel hören, die sich im Laub der Bäume und Büsche versteckt halten.

Das erste Mal, als meine Freunde und ich einen Vogel in einem Gummibaum wie einen Handy-Klingelton zwitschern hörten, musste ich laut lachen. Der Handy-Klang war so komisch von da oben aus dem Himmel. Jeder wäre wohl erst einmal perplex, wenn er so ein Geräusch auf einer ruhigen Tropeninsel hören würde. Als wir weitergingen, erklang ein weiterer Klingelton von einem anderen Vogel auf einem Baum. Wir hielten an und starrten den Vogel an, der dieses Symbol unverzichtbarer menschlicher Technik so gut imitierte. Ich wurde traurig und niedergeschlagen, weil der natürliche Gesang der Vögel, ihre unverdorbenen Paarungsrufe, umprogrammiert worden waren. Da standen wir drei — also drei Menschen — und jeder von uns hatte ein Handy mit einem anderen Klingelton dabei. Die Vögel bemerkten diese Unterschiede bereits!

Ich blieb noch einige Tage auf der Insel, ging jeden Morgen am Strand spazieren und kroch nachmittags durch die versteckten Pfade der Feuchtgebiete, wo die Mangroven ihre Zehen ins Salzwasser stecken. Kein Supermarkt, keine Autos, keine Stadtlandschaften. Eines Abends fielen mir die verblichenen Bilder, die vom Boot im Indischen Ozean gefilmt worden waren, wieder ein. Ich erinnerte mich an die Sentinelesen, die wie wilde Leoparden an ihrem Strand entlang gerannt waren. Sie fehlten mir, als wäre ich eine von ihnen und als ob ich auch zu jenem mysteriösen Flecken Erde gehörte. Als ich Coochiemudlo mit der Fähre wieder verließ und nach

Victoria Point auf dem Festland fuhr, blickte ich zu der Insel zurück, die ich gerade besucht hatte. Was für eine Geschichte hatte sie, bevor die Briten kamen, und bevor Captain James Cooks Boot am Great Barrier Reef auf Grund gelaufen war? Es heißt, dass der englische Entdecker Matthew Flinders der erste Mann der westlichen Welt war, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts seinen Fuß auf diese kleine Insel setzte, als er nach einem Fluss im südlichen Teil von Moreton Bay suchte. Dies geschah zwanzig Jahre, nachdem James Cook die Ostküste Australiens „entdeckt“ hatte. Vor James Cook und vor Matthew Flinders hatten die Aborigines mindestens schon 60.000 Jahre auf diesem Land gelebt.

Ich flog nach Melbourne zurück und bereitete mich auf meine Heimreise nach England vor. Ich freute mich nicht sonderlich auf meine Rückkehr nach London. Was würde mich dort erwarten? Strom- oder Wasserrechnungen? Wahrscheinlich eine überfällige Abrechnung für die Kommunalsteuer? Und natürlich diverse Hochglanz-Flyer und Reklame von Wohnungsmaklern. Häuser mieten und kaufen — das ist die aktuelle Leidenschaft in unserer städtischen Welt.

Vor meinem Abflug nach London las ich am Flughafen mehr über das Andamanen-Archipel und North Sentinel Island. Ich lernte, dass der Anthropologe aus Indien in dem Dokumentarfilm T.N. Pandit heißt. Schließlich fand ich sogar einen Absatz von Dr. Pandit selbst, den er über seine letzten „Kontaktexpeditionen“ geschrieben hatte. Nach 20jährigem Bemühen war es ihm und seinem Team in den 90er Jahren endlich gelungen, mit den Sentinelesen in Kontakt zu treten. Besser gesagt, sie schafften es, an die Küste der Insel zu gelangen. Er schrieb:

„Nach 20 Jahren kamen die Einwohner freiwillig hervor, um uns zu begrüßen — es war unglaublich. Sie müssen zu der Entscheidung gekommen sein, dass die Zeit reif war. Spontan wäre das nicht geschehen. Aber dabei hing ein Gefühl von Traurigkeit in der Luft — das war spürbar — und in einem weiteren Sinne, einem größeren Maßstab der menschlichen Geschichte, ahnte man in dem Moment, dass diese Menschen, die sich zurückgezogen und an ihrem Dasein festgehalten hatten, letztlich zum Nachgeben gezwungen waren.“

Traurigkeit, Dr. T. N. Pandit. Sie meinen, dass diese Traurigkeit aus dem endgültigen Aufgeben der Einwohner herrührte, das sie mit ihrer Begrüßung der modernen Eindringlinge an ihrem Strand bekundeten? Traurigkeit. Was für eine feinsinnige und schmerzhaft Beschreibung. Aber ich frage mich immer noch, warum die Sentinelesen traurig waren, wenn sie die Außenwelt doch noch nie gesehen hatten? Sie waren nie in der Lage, die beiden Welten zu vergleichen. Vielleicht kamen sie bei der direkten Begegnung schon zu der Überzeugung, dass sie im Nachteil waren. Auf irgendeine Weise wussten die Stammesmitglieder, dass die Eindringlinge etwas von ihnen wollten, wodurch sie sich für immer verändern würden.

Ich las in Dr. T. N. Pandits Bericht, dass die letzten 200 Einwohner der North Sentinel Island gestorben sind. Auf welche Weise genau? Zu wenig Nahrung auf der Insel? Hatte der Stamm alle Tiere getötet und starb deshalb aus? Wurden sie von Haien angegriffen, als sie in der Nähe der Küste angelten? Vielleicht waren die Frauen im Kindbett oder an Entzündungen nach der Entbindung gestorben? Hat ein Tsunami oder ein Erdbeben die Bevölkerung dezimiert? Vielleicht alles zusammen. Nur die Insel weiß, was mit ihren Einwohnern geschehen ist. Dabei ist die Bevölkerung auf dem Subkontinent, auf dem indischen Festland auf 1,2 Milliarden Menschen angewachsen. Überall, wo man hinkommt, gibt es Menschen. Und ausschließlich Menschen. Kinder haben kein Zuhause und wohnen auf der Straße, Menschen sterben auf der Straße, ohne dass sich jemand um sie kümmert, aber nach Angaben der Regierung boomt die Wirtschaft. Das Bruttosozialprodukt holt stolz das von China und den USA ein. Was

für eine unglaubliche Geschichte der Menschheit — das Aussterben und gleichzeitige ständige Ausbreiten — wie die beiden Pole dieses Planeten Erde. Ob wir zurück in die Geschichte oder nach vorn in die Zukunft blicken — uns ist allen bewusst, dass wir Menschen nur eine Insel haben, auf der wir leben können, und dass diese Insel unser Planet, die Erde, ist. Deshalb müssen wir achtsam sein.

Übersetzt von Ulrike Nichols



Oisín McGann

GLAS WASSER

Jaś Kapela, Warschau

manche sollen, so heißt es,
beim Anblick desselben Glases Wasser
meinen, es sei halb voll
andere wiederum, es sei halb leer.
ich jedoch weiß
dass unabhängig davon
ob es voll oder leer ist
man darin ertrinken kann
oder jemanden ertränken
da es auch solche gibt
die für dieses Wasser bereit wären zu töten
dann gibt es noch jene
für die ein Glas klares Wasser
ein Bild aus dem Fernsehfilm bleibt
bei dem sie nie mitspielen werden
weil die Besetzung schon lange steht
und das Casting nicht die Armen, Hungrigen und Durstigen gewonnen haben
dann gibt es noch die
die dieses Glas
in den Abfluss kippen werden
und nicht einmal daran denken
dass es jemandem das Leben retten könnte
ich selbst gehöre auch manchmal dazu
also schenkt mir Wasser ein
bevor ich vor Durst sterbe
Scherz
auch wenn hier jemand durchaus sterben kann
werde ich es eher nicht sein
sondern sie.

Übersetzt von Małgorzata A. Bartula

GEHEN WIR



Tony Birch, Melbourne

Wie sprechen wir über die Orte, die wir lieben? Wenn wir keine Poeten sind, wenn unsere Bildung begrenzt ist, wenn der Satz „Ich liebe diesen Ort“, zu einem Teenager-Freund gesprochen, zu Betretenheit (rundherum), Spott und möglicherweise Erniedrigung führt, wie können wir unsere unbedingte Loyalität und Verbundenheit mit einem Ort ausdrücken? Als Teenager liebte ich mein Stück des Yarra River in der Innenstadt von Melbourne. Ich lebte in einer Siedlung mit Sozialwohnungen, einem typischen Beispiel für die brutale architektonische Antwort auf die weltweite „Slumsanierung“ in der Ära des „Wiederaufbaus“ nach dem Zweiten Weltkrieg. In der Siedlung verbrachten wir die meiste Zeit mit der Entdeckung neuer Arten, uns gegenseitig gegen die Betonwände zu schleudern — die sowohl das Innere unserer Wohnungen als auch die umliegenden Außenflächen dominierten.

Trotz meines straffälligen Verhaltens in der Schule war ich schon immer ein großer und ernsthafter Leser. In der Zeit, in der ich den Fluss entdeckte, war Barry Hines' *A Kestrel For A Knave* (Ein Turmfalke für einen Knappen) mein Lieblingsbuch, eine Geschichte, die am anderen Ende der Welt in einer trostlosen Bergarbeiterstadt in Nordengland spielt. Die Hauptfigur, Billy Casper, ist ein Junge, der zum Opfer von Gewalt wird; zuhause, auf der Straße, in der Schule und auf dem Fußballplatz. Billy ist ein Junge, der die „Wildnis“ um seinen Wohnort durchstreift und sich in sie verliebt. Er schließt außerdem tiefe Freundschaft mit einem Vogel, einem Turmfalken — Kes.

Das Buch hatte eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf mich. Ich sah in Billy einen Seelenverwandten und empfand große Bewunderung für den Autor des Buches. Ich fand es bemerkenswert, dass ein Schriftsteller eine Geschichte erfinden konnte, die um die halbe Welt wandern und einen solchen Einfluss auf mich ausüben konnte. Hines wurde zum ersten literarischen Helden meines Lebens und ist es bis heute geblieben. Als ich mein erstes Buch — *Shadowboxing* — schrieb, dachte ich jeden Morgen an Billy Casper und Kes, bevor ich mich zum Schreiben hinsetzte. Und ich fragte mich, ob ich wie Barry Hines eine Geschichte schreiben konnte, von der sich Teenager angesprochen fühlten.

Mit *Shadowboxing* und jedem weiteren Buch, das ich seither geschrieben habe, schuf ich eine Geschichte über den Fluss: jedes Mal in dem Versuch, meine tiefe Verbundenheit mit ihm klarer zum Ausdruck zu bringen. Während ich nicht gerade

sagen würde, dass ich dabei versagt habe, das Ausmaß meiner Verbundenheit in Worten auszudrücken, ist für mich klar, dass meine Worte und Geschichten mich nach wie vor nicht vollkommen befriedigt haben — und so sollte es jedem Schriftsteller gehen, der versucht, eine über eine Landschaft vermittelte Idee zu wiederholen.

Bezeichnender scheint mir die Tatsache, dass ich als Teenager nicht die sprachlichen Möglichkeiten besaß, meine Liebe für den Yarra River auszudrücken. Und heute, da ich sie besitze, fehlen mir die Worte noch immer. Vielleicht ist das ja auch gut so? Mein (nur geringfügig reifer gewordener) Verstand und meine kreative Arbeit sind nach wie vor außer Stande, diese Liebe auszudrücken — die Gefühle, die ich für den Fluss hegte, während ich ihn als Junge lebte, an ihm entlangging, in ihm schwamm und von ihm träumte.

Gestern ging ich mit meiner sechzehnjährigen Tochter Nina den Yarra River entlang spazieren. Auf dem Weg dorthin machten wir bei meiner Mutter auf eine Tasse Tee halt. Sie ist Mitte siebzig und hat ihr gesamtes Leben im Umkreis weniger Kilometer um das Stadtzentrum verbracht. Auch wenn wir als Kinder viele Jahre vor Schuldeneintreibern, der Polizei und Regierungs-Bulldozern auf Achse waren, zogen wir nie sehr weit weg, eingedenk einer Maxime, die meine Mutter wiederum von ihrer Mutter gelernt hatte: „Wenn du nachts im Bett keine Tram klingeln hören kannst, wohnst du zu weit draußen.“

Nachdem wir das Haus meiner Mutter verlassen hatten, gingen wir eine Schonung entlang, die den Eastern Freeway von Melbourne von den engen Straßen trennt, die zum Fluss hinunter führen. Die Schonung war einst eine Straße mit Reihenhäusern, voll von Kindern und Küchentischen und Gärten mit kläffenden Hunden. Das alles ist verschwunden. Als ich auf eine Stelle in der Schonung deutete und Nina sagte, sie stünde auf der Türschwelle meiner Kindheit, blickte sie sich um, als suche sie nach einem Gespenst. Das Haus, in dem ich damals lebte, wurde für den Bau der Autobahn abgerissen. Es lag nahe genug am Fluss, dass ich nachts im Bett liegen und den in mein Zimmer driftenden Duft des Wassers riechen und es über den Dights-Wasserfall stürzen hören konnte, nicht mehr als ein paar hundert Meter von meinem Gartentor entfernt.

In den Jahren, in denen ich am Fluss herumhing, war der Wasserfall das Überbleibsel eines Industriegeländes aus dem neunzehnten Jahrhundert. Entlang der niedrigeren Seite des Flusses waren Baumwollspinnereien und Fabriken errichtet worden. Die Spinnerei-Arbeiter wurden in enge, im Schatten der kapitalistischen Expansion erbaute Häuser gezwängt. Dights Falls selbst, über einem ‚natürlichen‘ Wasserfall erbaut, war eine ‚menschengemachte‘ Konstruktion. Er versorgte eine Turbine in der angrenzenden Wassermühle mit Energie, die Wasser für die Spinnerei lieferte. Zu der Zeit, als ich mir über 100 Jahre später den Fluss zu eigen machte, waren sowohl die Spinnerei als auch die Wassermühle Ruinen; umso besser für uns junge Teenager, die wir Anspruch erhoben auf unseren eigenen Ort.

Nina und ich machten am Wasserfall Fotos und gingen hinüber zur Wassermühle. Auch wenn die Ruine stabilisiert worden ist, bleibt ihre Vergangenheit präsent; im ranzigen Geruch von stehendem Wasser, das am Boden der Mühle ruht, den feuchten Moosen, die die roten Ziegelwände hinaufkriechen, und den Kratzgeräuschen, die von unten aus der Dunkelheit aufsteigen und durchaus auch kahle Äste sein könnten, die sich im Wind biegen. Oder in den Flussratten, die wir als Kinder dabei beobachteten, wie sie fröhlich im Schlamm und im Müll und im Unkraut herumtollten. Ich zeigte auf verschiedene Stellen am Wasserfall, wo wir mit unseren Fahrräder gefahren, von Felsen ins Wasser gesprungen und auf die ausgebrannten Wracks gestohlener Autos gestoßen waren. Ich würde nicht sagen, dass Nina auf die Geschichten aus meiner Teenagerzeit neidisch war, aber ich weiß wohl, dass sie ein Bedürfnis hat, ihre eigenen Orte zu entdecken; Orte außerhalb der Vorschriften, außerhalb der neugierigen Blicke

von Behörden, Eltern und allgegenwärtigen Überwachungskameras. Solche Orte sind in modernen Städten schwerer zu finden, aber ich hoffe, sie stolpert darüber, bevor es zu spät ist, bevor sie erwachsen wird.

Wir verließen den Wasserfall und gingen weiter den Fluss hinunter auf die Innenstadt zu, an zahllosen Abflussrohren vorbei, die Müll von den Straßen ins Wasser spülen. Als ich ein Junge war, war der Anblick von Chemikalien ganz normal, die von den oberhalb gelegenen Fabriken direkt ins Wasser gekippt wurden. Bis in die 1970er Jahre hinein wurde der untere Yarra weithin als offener Abwasserkanal der Industrie akzeptiert. Darin zu schwimmen war riskant (wie ich als Teenager am eigenen Leib erfuhr, als ich mir nach einem Bad im Fluss eitrige Wundstellen und seltsame Ausschläge zuzog). In den 1970ern startete die Melbournier Zeitung „The Age“ in dem Versuch, sowohl das Profil des Flusses als auch das Gewissen der Bürger zu schärfen, eine Kampagne namens „Give The Yarra A Go“ („Gebt dem Yarra eine Chance“). Die Kampagne hatte einigen Erfolg und der Fluss wurde sauberer (auch wenn es über die Jahre viele Rückschläge gab).

Ich war oft wütend darüber, dass mein Fluss vergiftet wurde. Manchmal sah ich um die Öffnungen der Abflussrohre herum tote Fische im Wasser. Oder Öl- und Farbspuren, die mit der Strömung flussabwärts trieben. In jenen Tagen wäre ich nicht auf die Idee gekommen, dass die Umweltschäden, die meinem Fluss angetan wurden, gestoppt werden konnten. Ich fühlte mich machtlos. Meine Eltern waren machtlos. Meine Gemeinschaft hatte keine Stimme, die sich Gehör verschaffen konnte. Alles, was wir hatten, war unsere Wut. Ein Bewusstsein für Umweltschutz war unvorstellbar. Heute haben so viele von uns ein Bewusstsein dafür. Und wir sind besser informiert. Zudem gibt es Sprachrohre, über die wir unsere Bedenken formulieren und äußern können. Und trotzdem fühlen sich viele von uns genauso machtlos.

Warum ist das so? Ich kann an dieser Stelle keine Antwort darauf geben. Es handelt sich jedoch um eine zentrale Frage in meinem Nachdenken und Schreiben für das „Wetterstationen“-Projekt.

Wir verließen den Fluss und gingen zum Laden der Heilsarmee in Abbotsford. Nina kaufte sich eine wollene Strickjacke und ich suchte mir ein T-Shirt und ein Joggingoberteil aus. Ich kaufe schon seit mehr als 50 Jahren in Secondhand-Läden ein. Ich liebe ihren Geruch. Sie riechen nach Leben, oder nach Gebrauch statt nach Verbrauch. Wir hielten für ein letztes Foto vor einem weiteren Haus an, in dem ich in den 1970er Jahren gelebt hatte. Nina fragte, ob ich gerne in dem Haus gewohnt hatte. „Ja. Ich war glücklich hier. Wir waren nie weit vom Wasser entfernt.“

Das Haus war massiv renoviert worden und würde bei der Versteigerung einen fetten Batzen Geld einbringen. Ich erinnere mich, wie ich vor vielen Jahren an dem Haus vorbeiging, als es in Stand gesetzt wurde. Damals war ich ebenfalls wütend. Als wir das Haus mieteten, hatte es Löcher im Dach, in den Wänden und im Boden. Die aufsteigende Feuchtigkeit reichte bis zur Decke und das einzige heiße Wasser kam aus einer uralten Schnitzelheizung. Es erbitterte mich, dass es jemanden mit Geld brauchte, um das Haus bewohnbar zu machen.

So denke ich heute nicht mehr. Ich bin einfach nur froh, dass zumindest dieses Haus aus meiner Kindheit nicht für irgendein Großvorhaben dem Erdboden gleich gemacht wurde. Ein Kinderfahrrad stand vorne auf der Veranda, daneben ein Paar schmutziger Gartenstiefel. In dem Haus wohnen Kinder, die spielen und weinen und schlafen. In dem Haus wohnt jemand, der seinen Garten umgräbt und seine Rosen schneidet und auf einem Stuhl auf der Veranda in der Nachmittagssonne sitzt. Ich hoffe, sie lieben ihr Haus.

Übersetzt von Elisabeth Meister



Oisín McGann

EINÄSCHERUNG



Oisín McGann

Ich bin nicht sicher, wann ich zum ersten Mal bemerkte, dass der Baum tot war. Ich war nicht einmal sicher, was für ein Baum es war — eine Pappel oder vielleicht eine Birke. Bis dahin war meine größte Sorge gewesen, dass der Baum nahe bei der Garage stand, die sich separat vom Haus in einer Ecke des Gartens befindet. Spuren von Rissen im Beton rund um die Basis der Mauer waren erkennbar, und es sah aus, als könnten die Wurzeln schließlich die Fundamente untergraben. Wie mit so manchen Dingen im Leben schenkte ich diesem Baum wenig Aufmerksamkeit, bis er zum Problem wurde. Er war ein blinder Fleck in meinem Bewusstsein; vorhanden, aber unbeachtet. Da war dieses Ding, das hoch über dem hinteren Ende des Gartens aufragte, mindestens so hoch wie das Haus, und ich hatte mir nicht einmal die Blätter angeschaut, um zu wissen, welche Art von Baum es war.

Nun aber schenkte ich ihm meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

Er war noch nicht ausgewachsen — der Stamm war am Boden im Durchmesser weniger als 30 cm breit, und er war ungefähr 10 m hoch. Ein dünner, schlaksiger Jugendlicher, der seine wuchtige Kraft erst noch finden musste, aber bereits hoch genug, um einen sperrigen Leichnam abzugeben. Mir war aufgefallen, dass seine Rinde Risse zeigte und sich vom Holz abzuheben begann, zweifellos wegen irgendeiner Krankheit. Mit einem Baby, einem Kleinkind und einem angehenden Teenager sowie all den Arbeiten am Haus, die ich noch zu erledigen hatte, war das Behandeln eines kranken Baumes weit unten auf meiner Prioritätenliste. Doch schon bald schälte sich die Rinde in schweren, ledrigen Streifen ab und legte das blasse, rohe Holz des Stammes frei. Asseln in emsigen Klumpen nahmen sich einen Wohnsitz in den Ritzen und Spalten der abgelegten Haut. Als die Blätter im Frühling nicht wiederkamen, wusste ich, dass wir ein Problem hatten. Ein toter Baum, der, sollte er fallen, gross genug und nahe genug bei der Garage war, um das Dach und sogar die Mauer zu beschädigen.

Es war nicht der erste Baum, der unser Haus bedrohte. Als wir ankamen, am Tag, an dem wir die Schlüssel zu unserm neuen Haus abholten, fanden wir den schweren

Wie mit so manchen Dingen im Leben
schenkte ich diesem Baum wenig
Aufmerksamkeit, bis er zum Problem
wurde. Er war ein blinder Fleck in meinem
Bewusstsein; vorhanden, aber unbeachtet.

Ast einer alten Rosskastanie in der andern Ecke am Ende des Gartens — ein Baum aus einer ganzen Zeile von alten und knorrigen Bäumen, die sich hinter der Häuserreihe erstreckte und die schon lange, bevor etwas auf dem Grundstück errichtet wurde, dort gestanden hatte. Der Ast hatte die Garage unseres Nachbarn knapp verfehlt; er hätte mehrere tausend Euro Schaden verursachen können. Wir fanden uns also in einem renovierungsbedürftigen Haus, einer leeren Hülle, und wir warteten noch immer auf eine Heizungsanlage, eine Küche, ein Badezimmer und selbst auf Türen — so viel von unserem Geld war für die nächsten Jahre an diesen Ort gebunden, und nun mussten wir als erstes sechshundert Euro bezahlen, um eine tote Rosskastanie zu fällen. Abgesehen davon, dass ich es hasste, ein so schönes altes Biest abzuschlagen, hatten wir schlicht nicht das Geld dazu, und dennoch war es nicht zu vermeiden. Sollte der Baum fallen, könnte er die Garage unseres Nachbarn zerstören und durch die Rückseite unseres Hauses stürzen.

Diese Aktion dauerte einen ganzen Tag und wir brauchten drei Männer, einen Hubsteiger und einen Traktor samt Anhänger dazu. Das Haus wurde mit Sägemehl überschüttet, das in düsteren Wolken durch die Luft schwebte, als die Baumpfleger hoch oben begannen und sich allmählich mit den brüllenden Kettensägen nach unten arbeiteten: Ein Stück nach dem andern sägten sie ab, ließen es nach unten fallen oder an Seilen herunter. Die alte Kastanie war schließlich über unsern ganzen Garten verteilt, als würde sie darauf warten, wieder zusammengesetzt zu werden.

Ich schaute so genau wie möglich zu, weil ich lernen wollte, wie so etwas gemacht wird. Ich dachte, man kann ja nie wissen, wann ich vielleicht selbst einen Baum fällen muss. Sie wollten die Holzscheite nicht als Teilzahlung akzeptieren, und ich konnte sie nicht im Garten behalten, da sie zu viel Platz beansprucht und unsern Rasen hinterm Haus zerstört hätten. Noch etwas, wofür wir in den nächsten paar Jahren kein Geld hätten. Ich hatte weder eine Kettensäge noch die nötige Geschicklichkeit, die großen Holzscheite in kleinere Stücke zu spalten, die ich hätte verfeuern könnten. Also behielt ich einige Klötze, erlaubte einem Freund, soviel Holz zu nehmen, wie er in sein Auto laden konnte und ließ die Baumpfleger mit einem Anhänger voller Holzscheite von unserem Baum wegfahren.

Das war 2010, kurz bevor wir den schlimmsten Winter hatten, den Irland seit Jahrzehnten erlebte und ich schließlich in den ungefähr vier Monaten fast jeden Tag Holzscheite verbrannte. Die Holzscheite musste ich *kaufen*. In jenem Winter ärgerte ich mich grün und blau.

Und dann starb der andere Baum. Die Ironie blieb mir nicht verborgen. Nun, da ich endlich mein eigenes Grundstück besaß, war eines der Dinge, worauf ich mich freute, mit meinen Kindern ein paar Bäume zu pflanzen. Stattdessen wird es meinerwegen zwei Bäume weniger auf der Welt geben. Wir wurden mehrere Wochen lang von windigem Wetter heimgesucht, und ich verankerte den spröden Mast aus totem Holz mit einigen Seilen, da ich befürchtete, er könnte umstürzen, bevor ich die Gelegenheit hatte, diesen Sturz zu *kontrollieren*. In der Zwischenzeit hatte ich angefangen, ein wenig im Internet zu recherchieren, um zu lernen, wie man einen Baum fällt. Auf YouTube fand ich einige nützliche Demo-Videos — und noch viele andere, die Unfälle zeigten, die sich ereignen können, wenn sich Dummköpfe ohne Fachwissen oder Erfahrung im als Holzfäller versuchen. Zertrümmerte Dächer, Mauern, Autos, Schnitt- und Quetschverletzungen ... Der Schaden, den man mit verhältnismäßig kleinem Aufwand anstellen konnte, schien endlos.

Ich fand auch heraus, dass es unmöglich ist, in Irland eine Kettensäge zu mieten. Vermutlich wegen der oben erwähnten Dummköpfe und den von ihnen verursachten amputierten Gliedmaßen. Aber ich blieb weiterhin zuversichtlich. Dieser Baum war

nicht riesig, und solange ich es schaffte, ihn diagonal in den Garten fallen zu lassen, würde kein Schaden entstehen. Ich würde nicht einmal eine Kettensäge brauchen. Ich hatte mehrere Bügelsägen und dachte, sie würden genügen.

Ich liebe Holz in jeder Form. Ich gehe unglaublich gern im Wald spazieren und verarbeite auch gern Holz mit meinen Händen; ich liebe seine Farben und seine Beschaffenheit, das Gefühl, es zu zersägen und zu formen. Ich verbrenne es auch gerne — ich ziehe ein Holzfeuer jedem Torffeuer vor. Es mag weniger Hitze erzeugen und brennt schneller ab — je nachdem, wie gut das Holz abgelagert ist — aber es brennt auch fast vollständig ab und lässt beinahe keine Asche zurück, verglichen mit den Haufen, die bleiben, wenn man Torf verbrennt. Ich hasse die pudrigen grauen Aschenwolken, die entstehen, wenn man den Kamin säubert.

Es ist auch besser für die Umwelt. Die bewirtschafteten Wälder ersetzen Bäume, sobald sie gefällt werden. Jungbäume nehmen beim Wachsen Kohlenstoff auf und speichern ihn, weshalb die Verwendung von Holz als Brennstoff theoretisch klimaneutral ist. Solange wir die Bäume ersetzen, fügen sie der Atmosphäre keinen neuen Kohlenstoff zu. Andererseits würde es, wenn es überhaupt möglich wäre, hunderte, wenn nicht tausende von Jahren dauern, bis sich Irlands Torfmoore neu bilden würden. Und in der Zwischenzeit setzen wir all den Kohlenstoff frei, der jahrtausendlang in diesem Moor gebunden war. Das Öl, die Kohle und das Gas, auf denen ein Großteil unserer Zivilisation beruht, brauchten noch länger, um sich zu bilden, und es steht außer Frage, dass die Vorräte irgendwann erschöpft sein werden. Ein Holzfeuer klingt auch schöner als Torf. Sein Knistern ist der Klang von einem gemütlichen Zuhause. Alle paar Monate werden uns Säcke mit Holzscheiten geliefert. Sie sind immer zu groß für den Kamin, zu klotzig, um damit ein Feuer zu entfachen, aber für jemanden, der meistens an einem Schreibtisch arbeitet, gibt es keine bessere Entspannung, als die Axt zu holen und eine Stunde lang Holz zu spalten und Kleinholz zum Anzünden zu hacken.

Das Wetter wurde wieder kühler, neue Stürme waren im Anzug, und der Baum hatte zu lange tot dort gestanden. Also ging ich an einem Samstag hinaus und band zwei neue Seile an Äste auf halber Höhe, um den Fall des Baumes zu steuern. Das andere Ende des einen Seiles war an einem schweren Pflock im Boden verankert, das des andern um den Stamm eines nahen Baumes geschlungen. Die Hündin war sicher in ihrem Hundezwinger und beobachtete die Sache mit nachdenklicher Neugier; die Katze war irgendwo auf der Jagd. Unser Sohn im Teenageralter war zu cool, um sich interessiert zu zeigen, aber unsere zwei Töchter, drei und viereinhalb Jahre alt, waren fasziniert. Ihnen war eingeschärft worden, auf jeden Fall im Haus außer Reichweite zu warten, und so drückten sie ihre Gesichter ans Rückfenster und warteten darauf, von Papa unterhalten zu werden — was natürlich meine wichtigste Rolle überhaupt ist.

Der Baum musste unbedingt diagonal auf den Rasen fallen und nicht etwa gegen das Haus, auf die Hecke oder den Zaun, der den hintern Teil des Gartens einfasst und *keinesfalls* auf die Garage. Und natürlich musste ich aufpassen, nicht selbst von ihm flachgedrückt zu werden. Viele YouTube Videos gingen mir durch den Kopf, als ich mit dem Sägen begann. Ich stieg auf eine Trittleiter und schnitt einige der größeren Äste auf der Garagenseite ab, in der Hoffnung, dass ein Gewichtsverlust auf jener Seite helfen würde, den Baum dazu zu bewegen, auf die andere Seite zu stürzen.

Dann begann ich mit dem Stamm. Ich schnitt zwei Keile aus, einen auf der Vorderseite und einen etwas höher auf der Rückseite, sodass der Baum auf einem „Scharnier“ aus Holz stand, das nur ein paar Zentimeter dick war und so, zumindest theoretisch, die Richtung des Falles bestimmen sollte. Das Holz war gespannt, aber leblos und trocken. Ich hatte angenommen, der Baum sei instabil, einseitig und spröde

und warte nur darauf, beim ersten Einschnitt der Säge zu stürzen. Stattdessen blieb er einfach stehen, nachdem ich den zweiten Keil ausgeschnitten hatte, obwohl zwischen Stamm und Stumpf nicht mehr als fünf Zentimeter Holz waren. Ich schaute in die Äste hinauf, seinem Gewicht misstrauend, aber überrascht und mit neuem Respekt dafür, wie wohl geformt dieses Ding war. Zehn Meter hoch, mit asymmetrischen Zweigen und doch so präzise ausbalanciert, dass es aufrecht blieb auf einem Sockel, der nur wenig dicker war als der Rand meiner Hand. Der Baum hatte Jahrzehnte gebraucht, um diese Größe zu erreichen, bei jeder Art von Wetter, und sogar jetzt, da alles Leben aus ihm gewichen war, war er immer noch kräftiger, als ich es ihm zugetraut hätte.

Aus dem Augenwinkel konnte ich meine beiden kleinen Mädchen am Fenster warten sehen. Ich legte eine Hand an den Stamm und schob. Und der Baum stürzte um und fiel mit einem weichen dumpfen Schlag auf den sumpfigen Rasen. Von draußen konnte ich meine Töchter nicht hören, aber meine Frau erzählte mir später, sie hätte die Mädchen noch nie so laut lachen gehört.

Papa hat den Baum mit einer Hand umgestoßen.

Ich löste die Seile und begann, den Baum in Holzscheite und Stöcklein zu zerlegen. Ich legte sie in eine Reihe neben der Garagenwand, damit sie eine Zeitlang ablagern konnten, die dünneren Zweige auf ein Gestell gestapelt, das ich beim Zaun angefertigt hatte und die Zweige in Bündeln auf einen Haufen geworfen, um sie später als Kleinholz verwenden zu können.

Wir zünden nur abends ein Feuer an, sodass es drei bis vier Stunden lang brennt, bevor wir es erlöschen lassen. Dieser Baum hatte mehr als zehn Jahre zum Wachsen gebraucht, und wir hatten sein gesamtes Holz in ungefähr zwei Wochen verheizt. Ich dachte viel darüber nach — ganz allgemein über die Idee, Material zum Erzeugen von Wärme und Energie zu verbrennen. Und das ist, was wir tun; obwohl uns andere, grenzenlose Energiequellen zur Verfügung stehen, verbrennen wir weiterhin innerhalb weniger Stunden etwas, das Jahre, Jahrhunderte oder Jahrtausende zu seiner Entstehung benötigte.

Als Gattung setzen wir quasi unser Haus in Brand, um uns warm zu halten. Ganz langsam äschern wir die Erde ein, auf der wir leben. Ich liebe ein gutes Feuer, aber ich vermisse den Baum.

Übersetzt von Christine O'Neill

DIE AUSLÖSCHUNG DES DÜSSELDORFER HOFGARTENS

— ● — ● — ● —

Mirko Bonné, Berlin

Am Übergang des vergangenen Frühlings in den Sommer habe ich meinen 49. Geburtstag gefeiert, mit Freunden, meinem Sohn und meiner Frau bin ich am Pfingstmontag im Portugiesenviertel essen gegangen. Es war Anfang Juni, ein warmer Abend am Hamburger Hafen, für den jedoch ein Unwetter angesagt war, das aus Südwesten heraufziehen sollte, aber sich nicht einstellte, sodass wir noch spät in der Nacht an der Straße saßen, Wein tranken und lachten und dem fernen Grollen des vorüberdriftenden Donners zuhörten.

An einem der darauffolgenden Morgen fuhr ich nach Düsseldorf. Am Rand des Hofgartens, auf der dortigen Terrasse des Theatermuseums, sollte ich eine Stunde lang aus meinem Roman „Nie mehr Nacht“ lesen. Die Veranstalterin holte mich am Bahnhof ab, und mit dem Taxi fuhren wir durch Düsseldorf, wo ich zwar nie zuvor gewesen war, dessen Verwüstung mir aber sogleich auffiel und mich auf Anhieb tief verstörte. Wir sprachen über den Sturm, der in abgeschwächter Form an Hamburg vorbeigezogen war, ohne die Stadt zu treffen, der aber ganz offensichtlich mit voller Wucht auf Düsseldorf herabgefahren war. Obwohl die Aufräumarbeiten in vollem Gang waren, sah ich keine Straße, die nicht voller Äste und Zweigwerk war und wo keine Mülltonnen, Fahrräder oder von den Wänden gerissenen Markisen und Reklametafeln herumlagen. Mitten auf einer Kreuzung lag ein Boot.

Je näher wir dem Hofgarten kamen, umso verheerender erschien [die Zerstörung der innerstädtischen Natur](#). Auf einem schmalen ehemaligen Waldstreifen, der bis vor Tagen auf die eigentlichen Parkanlagen zustrebte, war kein einziger Baum stehen geblieben. Drei Stürme, sagte die Veranstalterin, hätten sich in der Nacht meines Geburtstages über Düsseldorf zu einem einzigen fürchterlichen Berserkerorkan zusammengefunden und seien auf die Stadt losgezogen. Sie zeigte mir die Terrasse, auf der ich eine Stunde später hätte lesen sollen, die es aber nicht mehr gab. Drei oder vier mehrere Jahrhunderte alte Rotbuchen und Rosskastanien waren aus dem Boden gerissen worden wie verholzte Disteln und lagen mit zerfetztem Astwerk, hineingesunken in ihr eigenes Blätterdach,

kreuz und quer und übereinander hingemäht auf den Steinen, die unter dem Gewicht schief und krumm tief in den Boden hineingedrückt worden waren. Hundert, vielleicht hundertzwanzig Stühle, sagte die immer blässere Veranstalterin, seien am Abend des Sturms zu einem Konzert aufgestellt gewesen, das dann in aller Eile abgebrochen wurde — sie sehe noch die Streicher davonhechten und ihre Instrumente in Sicherheit bringen —, gerade rechtzeitig, bevor erst die Stühle wie Fliegen und dann die Stuhlreihen wie ganze Schwärme davongewirbelt wurden und in die Bäume hineinfliegen, solange die Bäume noch standen.

Mit zugeschnürter Kehle stand ich noch lange inmitten der Verheerung. Da unten, in einem begrastem Tälchen voller Baumstümpfe, sah ich die Ruine eines Glashauses, zerdrückt und zerfetzt von einer darübergestürzten Platane. Ein alter Mann mit einem großen Hund kam durch den vernieselt grauen Juninachmittag gelaufen und bahnte sich einen Weg durch die mit rotweißen Bändern abgesperrten Lücken in der Düsseldorfer Verwüstung. „Ich war sieben“, rief er herüber. „Hier bin ich mit meinem Vater gegangen!“

WIE ICH DIE GLOBALE ERWÄRMUNG NICHT AUFGEHALTEN HABE

KLIMA-TAGEBUCH EINES ENGAGIERTEN VERBRAUCHERS



Jaś Kapela, Warschau

9. März 2015

Zum Schreiben des Klima-Tagebuches haben mich Claus Leggewie und Harald Welzer, die Autoren des Buches *Das Ende der Welt*, die wir kennen mit folgenden Worten ermuntert: „Jeder handelt mehrmals täglich gegen seine tiefsten Überzeugungen. Der in diesem Buch behandelte Fall betrifft den Energieverbrauch, den wir wider eigenes Wissen und oft ohne eine klare Notwendigkeit erhöhen, indem wir Taxis, Autos, Flugzeuge benutzen. Es gibt unzählige Beispiele dafür, wie leicht wir über den Widerspruch zwischen unseren Überzeugungen und unseren Handlungen hinweg zur Tagesordnung übergehen. Ein Beweis? Wenn Sie die Sache des Klimaschutzes bewusst angehen, legen Sie ein Tagebuch an, in dem Sie notieren werden, wie oft, in welcher Weise und in welchen Situationen Sie Ihre eigenen, aus diesem Bewusstsein hervorgegangenen Regeln verletzt haben.“ Als eine Person, die die Sache des Klimaschutzes bewusst angeht, beschloss ich, mir so ein Tagebuch anzulegen.

Das ist mein altes Telefon, das ich einem Kollegen ausgeliehen habe, um kein schlechtes Gewissen zu haben, dass es unnütz herum liegt.

2. Dezember, 10.30 Uhr

Ich habe die Heizung aufgedreht. Weil ich das Gefühl hatte, krank zu werden. Dabei möchte ich heute wirklich nicht krank sein. Ich habe wirklich keine Zeit, krank zu sein. Es ist doch wichtiger, dass ich gesund bleibe als das Aufdrehen der Heizung, damit sie etwas mehr wärmt.

14.30 Uhr

Ich ging mit einer Freundin zum Mittagessen und holte eine Suppe zum Mitnehmen. Ich hatte keinen Behälter dabei, also bekam ich eine Einwegbox aus Styropor. Die Suppe war aber im Lunchmenü für 5 Zloty inbegriffen und ich hatte Appetit darauf, aber auch Sorge, dass den zweiten Gang nicht schaffen würde, wenn ich sie vor Ort esse. Also nahm ich sie mit.

3. Dezember, 15.00 Uhr

Ich ging einkaufen, um Tabak und Lindenblütentee zu holen, weil ich ein wenig erkältet war. Gegen Erkältung helfen am besten Zigaretten. Scherz. Bei Erkältung bleibt man am besten unter einer Woldecke liegen und trinkt Tee, also habe ich keine weiteren Einkäufe geplant und keine Einkaufstasche mitgenommen. Da ich aber nun schon unterwegs war und den Tabak gekauft hatte, kam ich zu dem Schluss, dass es vielleicht sinnvoll wäre, auch Obst, die natürliche Quelle leicht absorbierbarer Mikroelemente und Vitamine, zu kaufen. Da ich aber keine Einkaufstasche mit dabei hatte, musste ich im Gemüseladen eine Plastiktüte mitnehmen.

4. Dezember

Ich habe mir einen neuen Computer gekauft. Das heißt, einen nicht ganz neuen sondern gebrauchten. Jedoch neu für mich, da ich immer noch meinen alten habe. Den hatte ich vor ein paar Jahren gekauft und er konnte jetzt wirklich nicht mehr. Ständig blieb er hängen und lief nur stockend, also kam ich zu dem Schluss, dass es höchste Zeit war, mir einen neuen zuzulegen. Jetzt stecke ich in einem Dilemma, weil der alte ja immer noch arbeitet, auch wenn er dauernd hängenbleibt. Immerhin werfe ich den alten nicht weg, sondern gebe ihn an meinen Bruder weiter, der damit bestimmt irgendetwas Nützliches anfangen wird. Schlimmer ist, dass der neue Computer ganz in Luftpolsterfolie eingewickelt war, und ich jetzt nicht weiß, wohin damit. Nur irgendwie schade sie wegzuzwerfen, also liegt sie im Sessel und schaut mich strafend an.

5. Dezember, 12.00 Uhr

Ich bin einkaufen gegangen. Im Gemüseladen sagte ich zu dem Herrn, dass ich die Plastiktüte, in die er zwei Zwiebeln legte, nicht brauche, er aber scherzte:

- Immerhin ein zehn Gramm mehr.

Er meinte, er verdiene dank der Plastiktüte mehr, auch wenn ich eine Weile brauchte, um den Witz zu verstehen. Also lachten wir und schließlich nahm ich diese Plastiktüte, die ich nicht wollte. Ich hoffe, er hat wirklich etwas daran verdient.

13.18 Uhr

Ein Kurier ist mit einer Sendung gekommen, was mich an mein Dilemma erinnerte inwiefern man Kurierdienste wohl auf ethisch vertretbare Weise nutzen kann. Nicht nur, dass sie das Verkehrsaufkommen erhöhen, die Arbeitsbedingungen der Kuriere und auch der Sortierer schreien zum Himmel. Das Schreien zum Himmel hilft ihnen aber gar nicht, also sollte man vielleicht selbst mit dem Fahrrad all diese Dinge abholen, die man jetzt so einfach mit einem Klick im Internet kaufen kann? Es wäre vielleicht teurer, aber insgesamt billiger, weil ich die Hälfte davon gar nicht kaufen würde.

9. Dezember

Ich habe mein Handy gegen ein neues ausgetauscht und jetzt habe ich wieder Gewissensbisse. Ich denke an all diese Kinder, die zur Arbeit in Gold- und Platinminen gezwungen werden und denen wir die Freude an einem neuen Handy alle zwei Jahre verdanken. Ich möchte ihnen mal die Hand drücken können. Mich bedanken für alle diese Jahre, in denen sich meine Lebensqualität auf einem hohen technologischen Niveau gehalten hat. Wahrscheinlich werde ich jedoch keine Gelegenheit dazu haben, mir bleibt also nur, wegen ihres Schicksals einen Moment lang traurig zu sein. Vielleicht wäre es angebracht, für sie eine Kerze anzuzünden? Vielleicht sollte man sich einfach keine neuen Telefone holen? Schließlich funktioniert das alte noch und wenn man ein wenig Arbeit investieren und es entmüllen würde, dann könnte es weiterhin ganz gut

funktionieren. Es hat mich zwar genervt, dass es eine schwache Kamera hatte, aber wenn ich eine gute Kamera haben will, dann muss ich mir vielleicht eine Kamera kaufen und nicht alle zwei Jahre das Handy austauschen und darauf hoffen, dass irgendeine Kamera schließlich gut genug ist. Vielleicht muss ich genau das, aber passiert ist passiert. Ich habe ein neues Handy gekauft und den Vertrag mit dem Anbieter um weitere zwei Jahre verlängert. Wir sind schon arm dran.

10. Dezember

Unterwegs nach Lubomierz (Liebenthal, so 'ne Ortschaft im Gebirge, wo ich das Häuschen von meinen Großeltern habe) habe ich ein Hefegebäck und einen Krakauer Kringel gekauft. Beide wurden in kleine Tütchen gepackt und ich war zu sehr in Eile, um zu protestieren. Es soll mal ein Experiment gemacht worden sein, bei dem man junge Pastoren eine Predigt über den guten Samariter schreiben ließ und dann sagte, sie haben sofort zu einem weiteren Gebäude hinzugehen und sie vorzutragen. Die meisten beeilten sich so, dass sie einen Mann, der auf dem Bürgersteig lag und einen epileptischen Anfall simulierte, nicht einmal sahen. Nur wenige blieben stehen um nachzusehen, was los ist.

12. Dezember

Ich bin ins Gebirge gefahren, sitze hier und schreibe ein Buch. Ich bin mit dem Zug und dem Bus gekommen, also für das Klima nicht so schlecht. Aber heute bin ich zum Beispiel mit einem Kleinbus nach Mszana Dolna gefahren, das ein wenig größer als Lubomierz ist, in dem ich das Haus von meinen Großeltern habe, und ich überlege, ob es nicht sinnlos war, zu fahren. Ich habe viele Dinge gekauft, die ich sicher gebrauchen kann, aber einen Teil davon könnte ich doch im Dorflädchen kaufen (die meisten aber nicht). Im Übrigen, selbst wenn ich verschiedene Dinge nicht im nächsten Geschäft kaufen könnte dann ist es vielleicht an der Zeit, zu lernen, wie man gute Gerichte aus dem zubereitet, was es im nächsten Laden zu kaufen gibt. Und nicht immer Sojamilch und getrocknete Tomaten aus dem Biedronka-Markt. Dosenbohnen sind schließlich auch ein Superprodukt, das ich in meiner Küche bisher vernachlässigt habe. Vielleicht ist es an der Zeit, mich mit ihnen anzufreunden? Auch wenn es besser wäre, Bohnen nicht aus der Dose zu nehmen, aber wer hat schon Zeit zum Einweichen? Obgleich, wenn ich mir schon Sorgen um das Klima mache, dann werde ich die Zeit wohl bald finden müssen.

Im Prinzip bin ich in die Stadt gefahren, weil ich meinen gestrigen Versuch, in den Bergen klettern zu gehen, schnell wieder aufgab. Die Steigeisen, die ich anlegte, waren zerrissen und mussten ständig zurechtgezogen werden. Also dachte ich mir, neue zu kaufen. So ein Produkt sollte es letztlich in jedem zweiten Geschäft einer Gebirgsstadt geben. Schließlich gehen hier viele Leute in die Berge und brauchen so etwas ganz sicher. Es stellte sich aber heraus, dass es nicht so ist. Hier scheinen alle bessere Schuhe zu haben und sie können besser im Schnee herumlaufen als ich. Niemand braucht Steigeisen. Also kaufte ich schlussendlich neue Schuhe. Das Gute daran ist, dass sie nicht aus Leder sind, trotzdem ganz hübsch. Alles in allem brauche ich sowieso neue Schuhe, denn für den Winter habe ich nur ein Paar Offiziersstiefel. Ich kann doch nicht überall in Offiziersstiefeln hingehen. Oder vielleicht doch? Vielleicht brauche ich diese Schuhe gar nicht? Und die anderen Produkte, die ich gekauft habe, auch nicht. Wäre ich zum Beispiel vorausschauender, hätte ich von Zuhause die Sonnenbrille mitgenommen und keine neue kaufen müssen. Ich bin aber nicht vorausschauend genug. Ich war mit anderen Dingen beschäftigt als mit den Gedanken, was ich in den Bergen brauchen könnte. Also habe ich letztlich ein weiteres, später überflüssiges Produkt gekauft. Und das Bruttoninlandsprodukt wächst und wächst und wächst und wird die alte Welt unter

sich begraben.

Noch eine Sache macht mir Kummer, an die ich gewöhnlich nicht denke. Der Strom. Ich kann nicht ohne Strom leben. Ich habe das heute verstanden, als es stark wehte und plötzlich das Licht ausging. Es war 21 Uhr und die Idee, den Rest des Abends ohne Strom und bei Kerzen zu verbringen, erschien mir unerträglich. Umso mehr, als sich die Kerzen, nachdem ich sie endlich gefunden und angezündet hatte, als kümmerliche Stummel erwiesen. Nicht einmal Lesen ging damit. Ich schrieb auf Facebook, dass ich keinen Strom habe und was nun. Eine Bekannte fragte, wie viel Prozent von der Batterie mir noch bleibt. (Das ist auch bezeichnend, dass ich keinen Strom habe, aber doch noch genug, um auf Facebook zu schreiben.) Ich überdachte diese Frage und antwortete: „Im Laptop, Tablet, Handy oder im zweiten Handy?“ Als ich diese Worte schrieb, war mir klar, wie verlogen sie klangen. Als eine in Klimaangelegenheiten engagierte Person sollte ich nicht mit so einer technologischen Zügellosigkeit prahlen. Aber eben weil ich es nicht sollte, habe ich Lust, es zu tun. Ich denke ständig darüber nach, wie ich meinen Stromverbrauch einschränken kann. Meistens schalte ich den Computer, das Tablet und das Handy aus, wenn ich sie nicht mehr benutze. Ok, nur ein Handy. Aber trotzdem.

15. Dezember

Ich bin immer noch in den Bergen, was meine ökologische Lebensweise unterstützt. Schon den zweiten Tag gehe ich nicht aus dem Haus. Aber ich emittiere ständig CO₂, indem ich im Kamin Feuer mache, den Computer benutze usw. Als ich einen nächsten Text zum Thema Nachhaltigkeit, genauer gesagt zur Exkrementenwirtschaft, las, kam ich auf den Gedanken, dass es unsinnig ist, nach dem Pinkeln zu spülen, nach dem Kacken reicht. Ich war mit dem Gedanken einverstanden, da die Beförderung von Wasser zur Bergspitze nur, um es gemischt mit Urin wieder hinunterzuspülen, ziemlich absurd ist. Die Reflexe sind jedoch stärker. Und ich erwische mich ständig beim Spülen nach dem Pinkeln. Ein langer Weg vom Entschluss zur Umsetzung.

16. Dezember

Ich muss nach Kielce fahren, weil ich Zeuge in der Sache des Fotos bin, das ich von mir gemacht habe, und auf dem der Schriftzug „Papst ist ein Sack und Polen eine Hure“ zu sehen ist. Ich weiß nicht, ob sie die Schuldigen finden werden, wenn ich doch keine Ahnung habe, von wem dieser Schriftzug stammt. Vermutlich bin ich aber der einzige Zeuge, da das Foto aus Berlin stammt und wenn nicht ich darauf wäre, gäbe es keine Gerichtssache. Das Gute ist, dass ich nicht angeklagt bin. Und doch muss ich unsinnigerweise nach Kielce fahren, was meinen ökologischen Fußabdruck vergrößert, ganz zu schweigen vom Fußabdruck der Staatsanwaltschaft, die das Erdöl für so sinnlose Angelegenheiten verschwendet.

Für unterwegs habe ich mir eine Schnitte mit Hummus gemacht und den Salat eingepackt, der nach dem Besuch meiner Tante und meines Onkel und deren Kindern übriggeblieben ist. Ich musste in Krakau umsteigen. Den Krakauer Bahnhof hat man praktisch in ein einziges Einkaufszentrum verwandelt, also kann man sich dort nirgendwo hinsetzen, wenn man nicht gerade in einem Café, Restaurant oder einer Konditorei sitzen will, die alle zu irgendeiner Kette gehören. Schlussendlich fand ich eine Bank, wo ich mich hinstellen und meine Mahlzeit zu mir nehmen konnte. Ich war sehr stolz auf mich, so etwas Oberpeinliches zu tun, wie das Essen der von Zuhause mitgebrachten Nahrung inmitten eines Shopping-Tempels. Zwar schenkte niemand meinem Widerstandsakt besondere Beachtung, aber das war nicht so wichtig. Heute beachtete man ihn vielleicht nicht, aber morgen wird derjenige auf den Gedanken kommen, dass es vielleicht keinen Sinn hat, einen Hamburger zu holen, wenn man doch

ein belegtes Brot von Zuhause mitbringen und es billiger, leckerer und gesünder haben kann.

Die Anhörung dauerte so lange, dass ich nicht einmal Zeit hatte, mir noch etwas zu essen zu kaufen. Immerhin nahm ich wenigstens keinen weiteren Plastikbeutel mit.

18. Dezember

Ich bin zu einer Bekannten nach Cieszyn (Teschen) gefahren, wo mehr Ressourcen vergammeln als daheim in Lubomierz. Zum Beispiel habe ich mir drei Paar Socken gekauft nur, weil sie mit der Aufschrift „fuck you“ verziert waren. Über eine Sache habe ich mich gefreut (also außer der Tatsache, dass Ausflüge Spaß machen, meine Bekannte witzig ist und es insgesamt total schön dort war). Also, bei der Bekannten ist die Klospülung kaputt und um zu spülen, genügt es nicht, sie zu drücken, sondern man muss auch das Absperrventil aufdrehen. Dadurch musste man beim Spülen einen Augenblick nachdenken, wobei mir wieder einfiel, dass das Spülen nach dem Pinkeln ja Verschwendung ist und ich das nicht mehr tun will. Ich spüle nun nur noch nach größeren Geschäften.

19. Dezember

Ich bin einkaufen gegangen und habe den Baumwollbeutel nicht mitgenommen, weil ich eigentlich nur ein Brötchen und eine Zeitung kaufen wollte. Selbstverständlich kamen aber noch Äpfel, eingelegte Paprika und noch ein zweites Brötchen dazu und am Ende hatte ich keinen Platz mehr in den Hosen- und Jackentaschen. Trotzdem habe ich abgelehnt, den angebotenen Plastikbeutel mitzunehmen.

20. Dezember

Ich bin in das Haus in den Bergen zurückgekommen und überlege, ob sich allein im Haus aufzuhalten, wirklich so ökologisch ist. Ich kaufe sicherlich weniger Dinge, aber die Beheizung von Häusern trägt mehr zur globalen Erwärmung bei als die Herstellung von Plastikbeuteln, die ich manchmal unabsichtlich mitnehme. Der Winter ist zwar besonders warm, aber nicht so warm, dass man im Pullover sitzen könnte. Zum Glück kommt bald meine Familie hierher und es wird energetisch effektiver.

27. Dezember

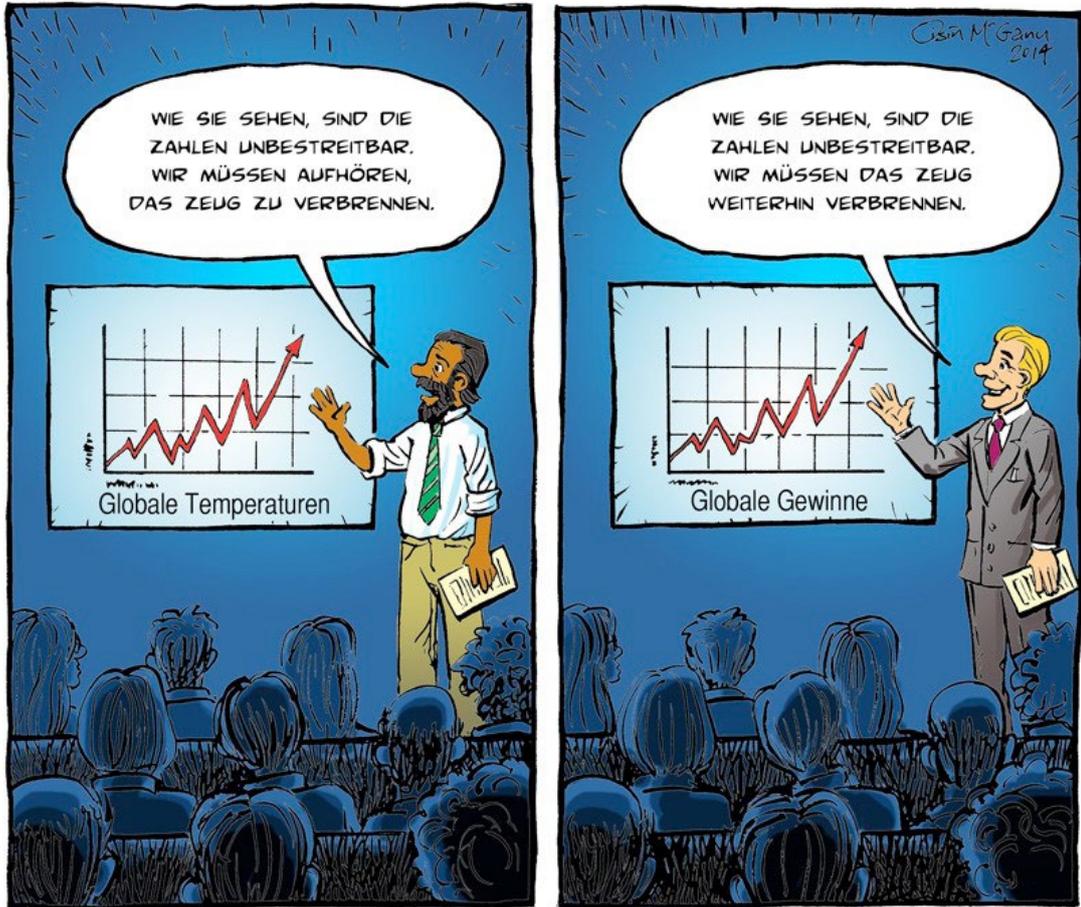
Und schon ist Weihnachten wieder vorbei. Wir haben die ganzen Tage nur gegessen, es gelang, Handgreiflichkeiten zu vermeiden, und ich bin nur dreimal Faschist genannt worden. Zum Glück hatte meine Mutter das Meiste eingekauft, also muss ich mir nicht die Mühe machen zu errechnen, wie viel Kohlendioxid wir dabei in die Luft abgelassen haben. Ich habe sie aber ermahnt, als sie versuchte, Plastik im Kamin zu verbrennen. Wir haben schließlich das Recycling nicht eingeführt, um dennoch Abfälle zu verheizen. Vermutlich habe ich sie nicht überzeugt und sie heizt weiter mit Müll, wenn ich nicht hinsehe. Ich mache mir ein wenig Sorgen, ob ich von alledem nicht zugenommen habe, aber zum Glück habe ich den Stoffwechsel eines Fünfzehnjährigen, also gelang es mir, das, was ich gegessen habe, fast so schnell wieder auszuscheiden. Mal sehen, was die Waage im Fitnessstudio zeigt. Sobald es mir gelingt, sie zu erreichen. Nach dem Pinkeln nicht zu spülen, erwies sich schwieriger als ich dachte, aber langsam beginne ich, mich daran zu gewöhnen. Und mich zurückzuhalten.

30. Dezember

Ich bin in die Stadt zurückgekehrt und das Problem mit den Plastiktüten kommt wieder auf. Alle wollen sie mir geben, ich bemühe mich abzulehnen, aber es manchmal klappt

es nicht. Es ist nicht immer leicht, nein zu sagen. Manchmal ist es schlicht einfacher, sie zu nehmen und mich damit abzufinden. Das heißt, so ist es natürlich immer einfacher, trotzdem gebe ich es nicht auf. Zum Glück gibt es in meiner Straße einen Laden, in dem verschiedene Grützen, Backobst, Nüsse und Gewürze in Papiertüten eingepackt werden, also bemühe ich mich, dort einzukaufen. Früher gab es den Laden auch, aber darin arbeitete ein Typ mit einem Nationalistenshirt, also empfinde ich ein gewisses Unbehagen beim Gedanken, dort einzukaufen. Schließlich kämpfe ich nicht gegen die globale Erwärmung, um den Nationalismus zu unterstützen. Zum Glück wechselte das Personal. Ich weiß nicht, ob ich es schon geschrieben hatte, dass ich vielleicht Veganer werde. Es wird sicher meinen ökologischen Fußabdruck verringern, da die Fleischindustrie ja über zwanzig Prozent der CO₂-Emission zu verantworten hat. Beim Gemüsekauf lässt es sich zwar schwer vermeiden, dass das Gemüse in Plastiktüten gepackt wird, aber sicherlich lässt sich das irgendwie lösen. Ich werde mich damit im neuen Jahr auseinandersetzen. Das ist mein Vorsatz.

Übersetzt von Małgorzata A. Bartula



Oisín McGann

DIE KÜSTENSEESCHWALBE



Tony Birch, Melbourne

Seit mehr als einem Jahr ist mein bejahrter Nachbar Jack nun schon dabei, sein Leben durchzusortieren und einige seiner Besitztümer loszuwerden. Auch wenn wir nicht verwandt sind und uns erst seit ein paar Jahren kennen, ist vieles von dem, wofür er keine Verwendung mehr hat, bei mir gelandet.

Es fing mit gebundenen Ausgaben der *Enzyklopädie australischer Traktoren und Traktoren und moderne Landwirtschaft* an. Er bot sie mir eines sonnigen Morgens an, als wir uns über die struppige Lavendelhecke hinweg unterhielten, die den Zaun zwischen unseren Grundstücken bildet.

Jack kennt sich mit Traktoren aus und redet gerne über sie. Wäre er je als Kandidat bei dem alten *Mastermind*-Fernsehquiz aufgetreten, wären Traktoren mit Sicherheit sein „Spezialthema“ gewesen.

Jack verbrachte sein Berufsleben damit, zusammen mit seinem Zwillingenbruder Ronnie in ganz Victoria Traktoren zu verkaufen. Sie bauten ihr Geschäft gemeinsam auf und heirateten später Frauen aus ihrem Heimatort — in derselben Kirche und am selben Tag.

Sie hatten außerdem vor, sich auf zwei benachbarten Strandgrundstücken an der Westküste zur Ruhe zu setzen. Aber nur wenige Monate vor der geplanten Geschäftsaufgabe wurde Ronnies Pick-up während einer Überschwemmung von einer Brücke gespült, als er versuchte, einen über die Ufer getretenen Fluss irgendwo hinter Colac zu überqueren. Das verbeulte Autowrack tauchte schließlich ein paar Meilen flussabwärts der Unfallstelle wieder auf, aber wurde Ronnies Leiche nicht gefunden.

Auch wenn Jack Ronnie sehr vermisste, ließ er sich nicht von seinen Ruhestandsplänen abbringen. Ronnies Witwe dagegen verkaufte ihr Grundstück an „irgend so einen Stadtfuzzi“, wie ihn Jack abfällig nannte. Obwohl der „Stadtfuzzi“ neben Jack ein Haus baute, war er in den folgenden Jahren selten dort und bot es schließlich zum Verkauf an.

Ich kaufte das Haus mit dem Traum, es zu renovieren, während ich meinen großen

Roman schrieb. Aber ich habe seit meinem Einzug wenig am Haus gemacht und nicht mehr als ein paar Absätze zustande gebracht.

Neben seinen Büchern über Traktoren vererbte mir Jack auch seine alten Werkzeuge über die Hecke. Um ehrlich zu sein, nützen sie mir so viel wie die Bücher über Traktoren. Es ist nicht so, dass ich Jacks Freigebigkeit nicht zu schätzen wüsste, aber ich kann für mein Leben keinen Nagel gerade einschlagen.

Jack hat seine Werkzeuge sorgfältig gepflegt. Die geölten Metalloberflächen sind frei von Rost und die hölzernen Griffe von Jahren des Gebrauchs abgegriffen und glatt. Auch wenn ich nicht davon ausgehe, dass ich je eine Verwendung dafür haben werde, wurde jede Gabe, sei es eine Schaufel, ein Hammer oder eine Variation der ganz normalen Handsäge, der Kollektion hinzugefügt, die ich im Zimmer hinter der Küche mit Blick auf den Garten aufhebe.

Das ist auch das Zimmer, in dem ich schreibe. Oder, um genau zu sein, es ist das Zimmer, in dem ich meine Tage schreibend verbringen sollte.

Ich beginne das, was ich irreführend meinen „Schreibtag“ nenne, an meinem Schreibtisch, bewaffnet mit einer Tasse Tee und inspirierender Musik — meiner „Schreibmusik“, wie ich sie optimistisch bezeichne. Meinen Arbeitsmorgen, der nicht besonders lang ist, verbringe ich damit, abwechselnd auf den Computerbildschirm und aus dem Fenster zu starren, auf einen verwilderten Garten, der dringend die Aufmerksamkeit bräuchte, die ich ihm nicht geben kann, weil ich ja mit Schreiben beschäftigt bin.

Nach ungefähr einer Stunde, manchmal auch weniger, wird mir klar, dass heute kein guter Tag zum Schreiben ist. Also stehe ich auf, verlasse das Haus und gehe ans untere Ende des Gartens. Dann schlüpfe ich durch den Spalt im Zaun und mache mich auf den Weg zum Strand.

Als ich meine täglichen Spaziergänge an den Strand begann, war Jack immer mit von der Partie. Tatsächlich war es Jack, der mir den geheimen Pfad zeigte, der sich unter einem riesigen Teebaum direkt hinter meinem Gartenzaun verbarg. Und es war Jack, der mich den Pfad entlang zum Strand geleitete, wo er ein zweites Geheimnis mit mir teilte.

Am Morgen dieses unseres ersten Spaziergangs hatte ich gerade wieder einmal eine Schreibsitzung aufgegeben, als Jack mich vorfand, wie ich im Garten vor dem Haus unruhig auf und ab ging. Ich war auf der Suche, nicht nach einer Geschichte, sondern nach einem bescheidenen Satz oder vielleicht einem einzelnen Wort, das mich in die Gänge bringen könnte.

„Hallo, mein Junge“, winkte er mir über die Hecke zu.

In der Gewissheit, dass einem Mann, der einen Pfad in seinen Garten trampelt, irgendwelche Sorgen plagen, ging Jack um die Hecke herum, stellte sich vor mich hin und fragte mich, ob er helfen könne. Als ich ihm erklärte, dass ich einigermaßen sicher war, mir eine Schreibblockade eingefangen zu haben, sah er mich ebenso verduzt wie besorgt an.

„Schreibblockade?“, wiederholte er mehrere Male zu sich selbst. „Nie gehört. Was ist das?“

„Naja, Jack. Das ist, wie wenn man ein Problem hat, das man nicht lösen kann. Oder eine Idee, nach der man sucht. Eine Idee mit Wörtern. Aber Wörtern, die man nicht finden kann.“

Jacks Augen leuchteten auf, zuversichtlich, dass er eine Lösung für mich hatte.

„Nun, du bist auf dem richtigen Weg — du versuchst, dein Problem durch einen Spaziergang zu lösen. Das mache ich auch. Gehe spazieren und kriege dabei den Kopf frei. Aber immer im Kreis herumlaufen? Das ist nicht gut für dich. Du musst geradeaus gehen.“

Er wedelte mit der Hand in Richtung der niedrigen Hügel hinter unseren benachbarten Häusern. „Geradeaus, mein Junge. Geradeaus.“

Dann lotste er mich hinunter ans untere Ende seines Gartens und deutete auf eine zwei Latten breite Lücke im Zaun hinter seinem Schuppen.

„Ich habe überlegt, hier ein Gartentor einzubauen“, erklärte Jack mir, während wir durch den Zaun kletterten. „Das wäre einfacher, als hier jeden Morgen durchzuklettern. Aber um ehrlich zu sein, würde das nicht halb so viel Spaß machen. So fühle ich mich wieder ein bisschen wie ein Kind.“

Ich konnte vor uns einen schmalen Pfad erkennen, der unter der Krone eines Teebaums verschwand. Ich ging hinter Jack her, den schattigen Pfad entlang, der steil anstieg, einen Kamm erreichte und dann zwischen Sandhügeln und Wellen von goldenem Gras sanft zum Strand hin abfiel.

Jack wartete am Strand auf mich, während ich ein Stück Sand überquerte, das mit Streifen von ledrigem Kelp übersät war. Wir ließen uns beim Weitergehen Zeit, unterhielten uns und blieben ab und zu stehen, um die schillernden Farben der Gezeitentümpel zwischen Strand und Ozean zu bewundern. Während Jack jede Fischart identifizierte, die in den Seetangwäldern umherschnellte, fühlte ich mich wie ein kleiner Junge, der fröhlich hinter seinem Vater hertrödelt.

Wir waren vielleicht eine halbe Stunde gegangen, als Jack den Strand verließ und ins Gras hineinging. Nach etwa dreißig Metern blieb er stehen. Er wies mit dem Kopf auf eine flache Vertiefung im Boden.

„Da ist es.“ Er deutete auf die Stelle, die wir beide anstarrten, obwohl ich keine Ahnung hatte, was ich sehen sollte.

Jacks Augen weiteten sich. „Und, was hältst du davon?“

Ich blickte wieder auf das flachgedrückte Gras. „Was halte ich wovon, Jack?“

Wenn er meine Frage gehört hatte, ignorierte er sie.

„Jeden Sommer kommen sie. Jeden Sommer, seit ich mein Haus habe. Und wahrscheinlich schon Tausende von Jahren davor, nehme ich an.“

„Wer kommt, Jack?“

„Nicht wer, mein Junge. Was. Sterna paradisaea.“

Er sagte diese Worte — Sterna paradisaea — leise und ruhig, als wüsste ich mit Sicherheit, was er meinte.

Dann wandte Jack sich ab und ging weiter den Strand entlang. Er überraschte mich damit, dass er anfang zu laufen.

Ich rannte ihm nach. „Sterna, Jack? Was ist das?“

Er blieb am Strand stehen, während er tief Luft holte.

„Die Küstenseeschwalbe“, erklärte er im Weitergehen. „Sie ist ein Vogel. Ein mutiger kleiner Vogel. Sie kommt jeden Sommer genau hierher, an diesen Strand, vom anderen Ende der Welt, vom Nördlichen Polarkreis. Sie fliegt 20.000 Meilen, um hierher zu kommen. Und dann fliegt sie im Lauf des Jahres wieder zurück. Dieselbe Distanz. Die meisten Leute bekommen den Vogel nie zu sehen. Verbringt den Großteil seines Lebens in der Luft.“

Ich blickte über den Ozean hin zum Horizont und dann hinauf in den leeren Himmel. „Muss wohl ein großer Vogel sein, Jack, wenn er soweit fliegt?“

„Nee“, erwiderte er amüsiert. „Die Flügelspanne misst vielleicht dreißig Zentimeter oder ein bisschen mehr. Und der Vogel selbst“, Jack ballte seine knorrige Faust zusammen, „nicht viel größer als so.“

Ich pfiff bewundernd durch die Zähne: „Du hast ihn also gesehen, Jack? Den Vogel?“

Er schaute mich an und sein Gesichtsausdruck wurde sanfter, aber er sagte nichts weiter.

Wissenschaftler haben den Vogel zu jedem Zwischenstopp auf dem Weg verfolgt. Sie halten jedes Jahr am selben Ort an. Sie vergessen nie, wo sie gewesen sind oder wo sie hinfliegen. Das ist ihr Geheimnis. Nie zu vergessen. Denk immer daran, mein Junge.

Auf dem Heimweg blickte ich ab und zu über meine Schulter auf den klaren Morgenhimmel, während ich ihm weitere Fragen über den Vogel stellte.

„Vom Nördlichen Polarkreis, Jack? Wie kommen die hierher?“

„Sie fliegen“, lachte er.

„Aber wie, Jack? Woher wissen sie, wo sie hinmüssen?“ Ich starrte wieder hinaus auf den Horizont. „Den ganzen langen Weg.“

Er blieb stehen und legte mir die Hand auf die Schulter. Ich war überrascht, wie kräftig sein Griff war.

„Sie erinnern sich, mein Junge. Das ist das Geheimnis. Sie brauchen Monate, um hierher zu kommen. Ich habe es nachgelesen. Wissenschaftler haben den Vogel zu jedem Zwischenstopp auf dem Weg verfolgt.“

Sie halten jedes Jahr am selben Ort an. Sie vergessen nie, wo sie gewesen sind oder wo sie hinfliegen. Das ist ihr Geheimnis. Nie zu vergessen. Denk immer daran, mein Junge.“

Er packte mich wieder an der Schulter: „Und weißt du, was noch?“

Er wartete auf meine Antwort, aber ich hatte keine: „Was noch, Jack?“

Seine Augen leuchteten vergnügt auf.

„Sie leben lange, jedenfalls für einen Vogel. Manche werden mehr als zwanzig Jahre alt. Die ganze Fliegerei, man würde meinen, das macht sie fertig. Tut es aber nicht. Ihre ganze Kraft kommt vom Fliegen. Und noch etwas. Sie paaren sich auf Lebenszeit. Sie fliegen um die ganze Welt an denselben Ort und zum selben Partner, jedes Jahr. Was sagst du dazu, hm?“

Nachdem wir nach unserem Spaziergang wieder durch den Zaun zurückgeschlüpft waren, lud mich Jack in seinen Gartenschuppen ein.

„Ich habe da etwas für dich drin“, sagte er und zwinkerte mir verschwörerisch zu.

Sein Schuppen befand sich in einem Zustand perfekter Ordnung. Ein riesiger Vorrat an Nägeln, Schrauben und Muttern war in beschrifteten Glasgefäßen entlang der Rückseite einer hölzernen Werkbank unter einem Fenster mit Blick auf den Garten aufgereiht. Seine Gartengeräte; Schaufeln, Rechen und Hacken in verschiedenen Größen standen in Habachtstellung an einer Wand, während seine Sägen, Hämmer und Bohrer von Halterungen über den Gartengeräten hingen.

Weit und breit war kein einziges elektrisches Werkzeug zu sehen.

Bretter in verschiedenen Längen, einige von ihnen laut Jack „echte Fundstücke“, lagen auf einem offenen Regal, das sich quer über die Rückseite des Schuppens erstreckte. Unter der Sammlung von Holz standen mehrere Dutzend Dosen mit Farben und Lacken fein säuberlich auf einem zweiten Regalbrett aufgestapelt.

„Wonach suchen wir, Jack?“, frage ich in den Raum, während er im Schuppen herumstöberte.

„Meinem Fernglas“, antwortete er, während er einen Karton durchsuchte, auf dem in dickem Bleistift KRIMSKRAMS stand.

Als Jack sein Fernglas in dem Karton nicht finden konnte, ging er hinaus und kehrte mit einer Holzleiter zurück. Er lehnte sie so an die Rückwand, dass das Ende der Leiter an das oberste Regalbrett reichte, auf dem eine Kerosinheizung, weitere Kartons und ein alter Koffer standen.

Während er die Stabilität der Leiter überprüfte, bot ich meine Dienste an. „Kann ich dir helfen, Jack? Lass mich doch da hochklettern.“

Er winkte abwehrend, während er einen Fuß auf die unterste Sprosse der Leiter setzte. Er kletterte zu dem Regalbrett hinauf und schob einen der Kartons beiseite, während er nach einem zweiten griff. Dabei krachte der Karton in den Koffer. Ich sprang zurück, als der Koffer auf den Boden donnerte.

„Scheiße“, flüsterte Jack zu sich selbst, den Blick über die Schulter hinunter auf den Koffer gerichtet.

Er durchsuchte einige weitere Kartons, bevor er aus einem von ihnen ein abgewetztes Fernglas aus Leder hervorholte. Er nahm das Fernglas aus dem Etui. „Da ist es ja.“

Ich stand am Fußende der Leiter, während er mir das Fernglas hinunterreichte. Es war in tadellosem Zustand — das dunkle Metall, das Chrom, die Glaslinsen, jede Oberfläche reflektierte das Sonnenlicht, das sich an das Fenster des Schuppens schmiegte.

Jack kletterte die Leiter hinunter und klopfte mir auf die Schulter. „Wenn sie diesen Sommer zurückkommt, die Schwalbe, dann bist du vorbereitet.“

Ich schaute auf das Fernglas hinunter. „Aber wie sieht sie aus, Jack? Ich kann einen Vogel nicht vom anderen unterscheiden.“

Statt einer Antwort reichte mir Jack ein Buch vom Regalbrett über der Werkbank — Zugvögel der Welt. Während ich es durchblätterte, konzentrierte er sich auf den Koffer, der zu Boden gefallen war. Er hob ihn am Griff hoch und schüttelte ihn. Ich hörte darin etwas sanft rascheln. Ich blickte zu Jack hinüber, um zu sehen, ob er es ebenfalls gehört hatte.

Er kratzte sich den Kopf. „Was haben wir denn da?“

Er legte den Koffer auf die Werkbank, schickte sich an, ihn aufzuschnallen, und zögerte dann einen Moment lang, bevor er ihn schließlich öffnete. Ich trat näher an die Werkbank heran und blickte hinab auf die schillernden Pailletten, die auf den strahlend weißen Stoff von etwas genäht waren, das wie ein Hochzeitskleid aussah.

Jack griff in den Koffer und hob das Kleid heraus. Er hielt es in den Armen wie ein neugeborenes Baby. „Das ist das Hochzeitskleid meiner Frau“, erklärte er. „Sie ist jetzt schon seit über zehn Jahren nicht mehr am Leben.“

Er drehte langsam eine Runde durch den Raum, das Kleid an sich gedrückt, als würde er mit ihm Walzer tanzen. Als ich sah, dass er Tränen in den Augen hatte, ging ich hinaus in den Garten und ließ ihn allein.

Als Jack schließlich aus dem Schuppen kam, lud er mich in sein Haus ein. Während wir an einem Holztisch saßen und Tassen mit süßem Tee tranken, sprach er über ihre fünfundvierzig Jahre Ehe und den Tod seiner Frau nach kurzer, aber schmerzhafter Krankheit.

„All die Jahre unterwegs, von Ort zu Ort. Ich hätte mit ihr zuhause bleiben sollen. Ich habe das erst verstanden, nachdem ich sie verloren hatte. Wir verbrachten in jenen Jahren mehr Zeit auseinander, mehr Nächte in getrennten Betten als dort, wo wir hätten sein sollen, einander im Arm haltend.“

Ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen. Ich wollte Jack sagen, dass ich sicher war, dass sie sich sehr geliebt hatten, und dass ihre gemeinsame Zeit die getrennt verbrachten Nächte mehr als wettgemacht hatte. Aber ich konnte es nicht. Ich hatte das Gefühl, ihn dafür nicht gut genug zu kennen. Und außerdem waren wir Männer, also sagte ich das, was von Männern bei solchen Gelegenheiten erwartet wird.

„Du warst unterwegs und hast hart gearbeitet, Jack, für euch beide. Ich bin sicher, sie hätte das verstanden.“

Er studierte den Boden seiner Tasse, während er über meine Worte nachdachte.

„Wir verstanden es beide“, antwortete er schließlich. „Vielleicht hast du Recht. Aber es ändert nichts daran. Diese getrennt verbrachten Nächte summierten sich zu Jahren der Trennung. Verschwendeten Jahren.“

Es war zu Beginn des letzten Frühlings, als mir zum ersten Mal eine Veränderung an Jack auffiel. Ich war eines Morgens am Briefkasten, als er mir über die Hecke hinweg zurief: „Ron! Hey, Ronnie, mein Junge!“

Er lächelte und winkte mir zu, bevor er schnell wegsah. Er wirkte verwirrt und peinlich berührt. Ich ging um die Hecke herum. Jack scharrte mit der Spitze seines Stiefels im Boden und betrachtete intensiv ein blankes Stück Gras in seinem Rasen.

„Jack. Alles in Ordnung?“

Er schaute nicht zu mir auf. „Ja. Mir geht's gut, mein Junge. Ich habe nur gerade über etwas nachgedacht. Beachte mich nicht weiter. Ich bin nur ein alter Narr.“

In den folgenden Wochen musste ich mehrere von Jacks Werkzeugen zurückgeben, nachdem er mir anvertraut hatte, dass er einen Hammer oder eine Säge verlegt hatte — „Ich will dich nicht belästigen, aber hast du eine, die ich für ein paar Tage ausleihen könnte?“

Ich bemerkte außerdem, dass er langsamer wurde und seltener mit mir hinunter zum Strand ging. Als ich eines Morgens im Frühsommer an seine Tür klopfte, kam keine Antwort von Jack. Das war noch nie vorgekommen.

Ich machte mich alleine zur Lücke im Zaun auf, das Fernglasetui an einem ledernen Riemen um meinen Hals gehängt. Als ich den Kamm über dem Strand erreichte, nahm ich das Fernglas heraus und suchte den Horizont ab. Es waren jede Menge Vögel da, hauptsächlich Möwen, aber keine Spur von Jacks Küstenseeschwalbe.

Wenn Jack dabei gewesen wäre, hätte er gefragt: „Irgendwas da draußen heute?“

Nachdem ich geantwortet hätte, wie ich es immer tat, „Heute morgen nicht, Jack“, wäre er kurz enttäuscht gewesen, um dann sofort seine gute Laune wiederzufinden. „Morgen. Vielleicht morgen.“

Nachdem ich den Himmel abgesucht hatte, ging ich durch die Sandhügel hinunter den Strand entlang zu der Stelle, von der Jack sicher war, dass der Vogel schließlich an sie zurückkehren würde. Der Vogel war nicht da. Als ich mich nachhause wandte, bemerkte ich in der Ferne jemanden am Strand, der sich von mir entfernte. Obwohl ich überrascht war, seine drahtige Gestalt zu sehen, war ich sicher, dass es Jack war. Ich hob das Fernglas. Er war unterwegs zum Surferstrand.

Ich rannte ihm nach und rief laut: „Jack! Jack!“

Er blickte sich nicht um, bis ich ihn beinahe erreicht hatte. Er betrachtete mich genau, sogar etwas argwöhnisch. „Ronnie? Ronnie?“ Er machte einen Schritt zurück. „Ronnie, mein Junge? Na, das ist ja 'n Ding. Wo warst du denn die ganze Zeit?“

Ich streckte meine offene Hand nach ihm aus. „Sorry, Jack, ich habe dich heute Morgen verpasst. Muss verschlafen haben. Komm. Lass uns zusammen nachhause gehen.“

Er blickte suchend den Strand entlang, bis zu einigen Teenagern, die auf einer Grasböschung über dem Surferstrand lagen. Mit ihren in der Sonne gleißenden dunklen Neoprenanzügen glichen sie einer Seehundkolonie.

Dann drehte Jack sich um und schaute in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Er starrte hinunter auf den Sand, auf den Abdruck, den seine Füße vor nur ein paar Minuten im Sand hinterlassen hatten. Er verfolgte ihren Weg zurück den Strand entlang, als eine hereinkommende Welle sanft über den Sand glitt und sie verschluckte.

„Nachhause?“ Er blickte verwirrt drein.

„Ja. Nachhause, Jack. Wir sollten uns jetzt auf den Rückweg machen.“

In diesem Moment wurde ihm etwas klar. Ein Blick der Verwirrung verwandelte sich in einen der Ruhe, gefolgt von einem leichten Lächeln des Wiedererkennens. Er schaute hinunter auf meine geöffnete Hand, als sei sie eine unbeabsichtigte Beleidigung seiner Unabhängigkeit.

Er schob mich beiseite. „Komm, mein Junge. Ich will dir was zeigen.“

Der Winter naht, und Jack ist seit jenem Morgen nicht mehr mit mir am Strand gewesen. Vor etwas mehr als einer Woche war ich auf dem Pfad unterwegs zum Strand,

als ein Sturm aufzog. Während heftiger Regen meinen wollenen Pullover und meine ausgebeulten Trainingshosen durchnässte, dachte ich über einen Rückzug nach, oder wenigstens eine Rückkehr zum Haus, um mir einen Regenmantel zu holen. Ich blieb kurz auf dem Pfad stehen, bevor ich beschloss, weiterzugehen.

Der niedrige Himmel über dem Horizont war vom schlechten Wetter violett verfärbt und der vom starken Südwind getriebene Regen biss mir ins Gesicht. Obwohl es sinnlos schien, mir die Mühe zu machen, das Fernglas aus seinem Etui zu nehmen, holte ich es dennoch hervor und suchte aus alter Gewohnheit den Horizont ab.

Zunächst erspähte ich einen Frachter, der mit bunten Containern überladen war. Das Schiff wurde in den weißen Schaumkronen des Ozeans herumgeworfen wie ein LEGO-Modell. Erst, als ich das Fernglas zum Himmel hob, erhaschte ich einen Blick auf einen Schatten vor einer Wolke und dann den dunklen Fleck eines Vogels.

Obwohl es nur für einen Moment war, war ich sofort davon überzeugt, dass ich soeben die Küstenseeschwalbe gesehen hatte. Sie befand sich nur ein paar Sekunden in meinem Blickfeld, bevor sie verschwand. Auf dem Kamm sitzend suchte ich den Horizont noch eine halbe Stunde oder länger ab, aber ich sah den Vogel nicht wieder.

Als ich nachhause zurückkam, war ich bis auf die Knochen nass und zitterte vor Kälte. Ich steckte meine Kleider in die Waschmaschine, duschte und dachte über die Dinge nach, die mich auf dem Weg vom Strand nachhause beschäftigt hatten. Nachdem ich mich angezogen hatte, verließ ich das Haus und rannte um die Hecke herum zu Jacks Vorgarten. Ich klopfte mehrere Male an seine Tür, aber er antwortete nicht. Ich ging zurück ins Haus und machte mir eine Tasse Tee. Dann ging ich ins Wohnzimmer und blätterte durch meine CD-Sammlung, bis ich etwas Schreibmusik fand — Iron and Wine.

Ich saß an meinem Schreibtisch, umgeben vom muffigen Geruch der Traktorenbücher und den geölten Metalloberflächen und schrieb die folgenden Worte an mich selbst:

Die Küstenseeschwalbe hat einen scharfen, blutroten Schnabel und eine schwarze Kopfkappe mit weißem Oberkopf. Wenn die Küstenseeschwalbe im Grasland und in den niedrigen Dünen gras, in denen sie ihr Nest baut, bleibt ihre wahre Schönheit unter einem langweiligen grauen Gefieder verborgen. Aber wenn dieser Vogel seine Flügel beim Fliegen ausbreitet, vor allem im Gleitflug, den er einsetzt, um seine Kräfte zu schonen, offenbart er seine leuchtende Farbenpracht. Die Küstenseeschwalbe ist ein Vogel voller Kraft und Schönheit.

Übersetzt von Elisabeth Meister

VERGESSENER SCHNEE



Xiaolu Guo, London

Vorspiel

Ein mächtiger Eisberg treibt im Meer. Wärest du ein Vogel oder ein Fisch und folgst du dem Eisberg eine lange Weile, so würde er dich nach Grönland führen. Dort sähest du vielleicht eine tote, erfrorene Möwe im Schnee oder das Skelett eines großen, nun seltenen Moschusochsen, das verwittert an einem Abhang liegt. Oder du träfest auf diese Inuit-Familie in ihrem kleinen Schneehaus, wo unsere Geschichte beginnt.

Womit beschäftigt sich so eine Inuit-Familie denn? Alle sitzen beieinander, wie viele Familien es tun, und kümmern sich um den Haushalt. Die Mutter kocht, ihre drei Söhne füttern die Hunde und helfen der Mutter ab und an, das Essen zuzubereiten. Der Vater starb vor langer Zeit; er kam beim Jagen in einem Schneesturm ums Leben. Tekkeit Qaasuitsup ist der jüngste der drei Söhne. Mit seinen gerade einmal neunzehneinhalb Jahren ist er bereits der Held seiner Heimat, wo ihn jeder schlicht „kluges Kerlchen“ nennt. Sein Englisch ist ziemlich gut und er ist schon weit in der Welt herumgekommen. Dabei hat er die Titelblätter von Zeitungen von Deutschland bis Amerika, von Russland bis Australien geziert. Jetzt erzählt er gerade seiner Familie von den Abenteuern seiner letzten Reise:

„... und ich hab dann den Deutschen erklärt, dass bei uns aput der Schnee am Boden ist; dass qana fallender Schnee ist, pigsipord Schneewehen, mentlana rosa Schnee und suletlana grüner Schnee. Und dass kiln Schnee ist, an den man sich erinnern kann, und naklin Schnee, den man vergessen hat, und so weiter. Die Deutschen fanden das sehr interessant und haben mich gefragt, was „erinnerter“ Schnee sei und was denn „vergessener“ Schnee sein soll. Da hab ich ihnen erklärt, dass man sich ja nicht an jeden Schnee erinnern kann, den man sieht und dass man sich im Leben eigentlich nur an bestimmten Schnee erinnert. Zum Beispiel werde ich den Schnee, der auf unseren toten Vater gefallen ist — motela — nie vergessen ...”

1.

Der junge Inuk schläft ruhig in einem Bett. Doch er ist nicht mehr in Grönland: Durch die Fenster dringt der Großstadtlärm, durchmischt mit dem Geräusch von Flugzeugen. Die Vorhänge sind geschlossen, doch ein wagemutiger Strahl der Morgensonne tastet sich in das Dunkel des Zimmers vor.

Tekk macht die Augen auf, sieht sich in dem ungewohnten Raum um und fragt sich dann, ob er vielleicht noch träumt. Also macht er die Augen wieder zu. Der Traum, aus dem er gerade erwacht ist, passt nicht in diesen Raum. Er träumte, er schwämme mit einem jungen Eisbären. Der Bär schwamm aber viel schneller als Tekk, denn, wie jeder weiß, sind Eisbären ausgezeichnete Langstreckenschwimmer. Also musste sich Tekk in seinem Traumrennen geschlagen geben. Der Traum war so real, dass er immer noch das Gefühl hat, ein nasses Gesicht zu haben. Aber in was für einem Traum ist er denn jetzt? Tekk öffnet die Augen erneut und lässt seinen Kopf in ein weiches Kopfkissen sinken. Er sieht einen Fernseher an der Wand, einen Kühlschrank, einen Schreibtisch, einen Stuhl, einen Spiegel, einen Kleiderschrank und direkt neben seinem Bett eine Tür, die in ein Badezimmer führt. All das sieht er so klar und deutlich vor sich, dass es kein Traum sein kann. Tekk setzt sich verwirrt im Bett auf. Dann erkennt er plötzlich seinen orangenen Koffer auf dem Teppich mitten im Zimmer. Seine Familie in Grönland hatte ihm den nagelneuen Koffer vor seiner Abreise geschenkt. Nun wird ihm klar, dass er nicht träumt, sondern tatsächlich irgendwo in Deutschland angekommen ist. Er muss also gestern nach seiner langen, komplizierten Reise doch hier gelandet sein. Er erinnert sich dunkel an den Reisebus und das winzige Regionalflugzeug, in das man ihn gesteckt hat, und dann an den großen, internationalen Flughafen und das riesengroße Flugzeug, wo ihm die Stewardess mit strahlendem Gesicht gratis Wein und anderen Alkohol angeboten hat. Ab da lässt sein Gedächtnis aber nach und er kann sich an nichts weiter erinnern.

Es klopft an der Tür. Tekk bleibt mucksmäuschenstill liegen. Es klopft erneut. Er hebt seine Beine vorsichtig aus dem Bett und stellt die Füße auf den Teppichboden. Jetzt hört er, wie jemand den Schlüssel umdreht und die Tür öffnet. Und da steht sie: eine junge, weiße Frau in Uniform mit einem Staubsauger neben sich auf dem Boden. Vor Überraschung sitzt Tekk schnell kerzengerade auf und fragt sie in stotterndem Englisch: „Who are you?“

Da fällt ihm auf, dass er schon eine Weile kein Englisch mehr gesprochen hat.

Als sie merkt, dass der Hotelgast noch auf seinem Zimmer ist, entschuldigt sich die Frau rasch und fragt dann auf Englisch: „Should I come back later?“

Tekk hält sie auf und bittet sie, nicht gleich zu gehen.

Die Frau dreht sich wieder um: „Ja, bitte?“

„Ich bin hier schon in Berlin, stimmt’s?“

Sie lächelt: „Ja“, antwortet sie, „das stimmt.“

„Wo genau in Berlin?“

„Sie sind hier im Hotel Kantstraße, ganz in der Nähe vom Berliner Zoo.“

„Dem Berliner Zoo?“, wiederholt Tekk ungläubig.

„Ich meine, also, Sie sind hier in einem Hotel, nicht in einem Zoo.“ Dann erklärt sie in ähnlich unbeholfenem Englisch: „... aber der Berliner Zoo ist ganz in der Nähe.“

Weil Tekk nun nicht mehr antwortet, fragt die Frau erneut: „Soll ich dann jetzt sauber machen oder doch lieber später wiederkommen?“

Tekk schaut das Zimmermädchen gebannt an und schüttelt dann kaum merklich den Kopf.

Die Frau verschwindet mit ihrem Staubsauger durch die Tür und macht diese hinter sich zu. Tekk sitzt auf dem Bett und als er sich streckt, merkt er, dass er immer noch voll angezogen ist und so wohl auch geschlafen hat. Er tastet seinen Kopf ab, fühlt aber nur

sein kurzes Haar. Wo ist denn nun meine Walrossfellmütze geblieben? Er liebt die alte Mütze heiß und innig und geht niemals ohne sie aus dem Haus, geschweige denn auf eine lange Reise. Plötzlich sieht er sie auf dem Schreibtisch neben dem Fenster liegen, schnappt sie sich und setzt sie sich erleichtert auf den Kopf. So fühlt er sich schon viel besser. Er reißt die Vorhänge auf und Licht strömt in das Zimmer. Er öffnet das Fenster und sieht die Skyline draußen nun dicht vor sich. Riesige Reklametafeln verdeckten die großen Wolkenkratzer. Auf einem steht „Benz“, auf einem anderen „BMW.“ Er blickt nach unten und ihm kommt es so vor, als ob die Straße und die Autos darauf Spielzeuge wären. Ihm wird schwindelig, also macht er das Fenster schnell wieder zu. Jetzt läuft er noch etwas auf dem Teppichboden herum, um sich an den Raum zu gewöhnen.

Er geht ins Badezimmer. Das Waschbecken hat eine ungewöhnliche Form: Es sieht aus wie eine gewaltige Lotusblüte. Jedenfalls kommt es Tekk so vor, denn allzu viele große Blumen hat er in seinem Leben noch nicht gesehen. Als er das Waschbecken berührt, gehen automatisch Lämpchen an, wie in einem Science-Fiction-Film. Tekk starrt in das hell erleuchtete Waschbecken und will herauszufinden, wo sich darin die Glühbirnen verstecken. Schließlich gibt er auf. Er muss sich sowieso erst einmal waschen. Doch der Wasserhahn hat keinen Hebel, den er betätigen könnte. Er bewegt seine Hände unter dem Wasserhahn hin und her, aber es regt sich nichts. Als er dann seinen Kopf direkt unter den Wasserhahn hält, um nachzusehen, schießt das Wasser plötzlich in Strömen heraus und direkt in sein Gesicht.

„Tiaavuluk!“, flucht Tekk, schnappt sich ein Handtuch und trocknet sich das Gesicht ab. Frustriert macht er die Kühlschranktür auf und findet eine Auswahl an Wein- und Wodkafläschchen, nimmt sich eines heraus und trinkt den Wodka direkt aus der Flasche. Er trifft auf seine ausgetrocknete Kehle und Tekk fühlt sich schon besser. Er setzt sich aufs Bett und trinkt so rasch, als ob es nichts als Leitungswasser wäre. Er macht den Kühlschrank wieder auf und findet eine Packung Erdnüsse. Er isst sie leer, nimmt sich ein zweites Wodkafläschchen und diesmal eine Cola dazu. Als er auch dieses Fläschchen fast leer getrunken hat, klopft es wieder an der Tür.

Tekk macht die Tür auf. Ein großer, gut aussehender Europäer steht vor ihm und lächelt ihn an.

„Guten Morgen. Sie müssen dann also Tekkeit Qaasuitsup sein. Darf ich hereinkommen?“

Tekk nickt. Der Mann kommt herein und schüttelt seine Hand.

„Ich heiße Hans und arbeite für den diesjährigen internationalen Klimagipfel. Ich werde Sie bei Ihrem Aufenthalt hier begleiten.“

„Zuhause nennt man mich Tekk“, antwortet Tekk etwas schüchtern.

„Alles klar, Tekk. Ich kann zwar ein bisschen grönländisch, aber ich will mich damit jetzt lieber nicht blamieren. Sind Sie zum ersten Mal in Berlin?“

„Ja“, antwortet Tekk. Dabei hat er das Gefühl, dass Hans ihn etwas herablassend ansieht, und fügt deshalb schnell hinzu: „...aber ich war schon in Kopenhagen und in Stavanger. Warst du schon mal in Stavanger?“

„Hm ...“ Hans schüttelt den Kopf. Den Namen hat er noch nie gehört. „Ich bin mir nicht ganz sicher. Ist das in Dänemark?“

„Nein“, lacht Tekk. Dabei fällt Hans die laute und unbändige Stimme des jungen Mannes auf, dem es scheinbar Spaß macht, sich über Hans' Unwissen lustig zu machen. „Das ist in Norwegen! Die haben da so eine Domkirke. Riesig ist die.“

„Eine Domkirke?“ Hans kann dem Gefasel Tekks nicht mehr folgen. Außerdem stört ihn der strenge Wodkagestank im Zimmer.

„Ja, eine Domkirke. Eine riesengroße, alte Kathedrale. Echt gruselig da drin.“

Hans beschließt, sich lieber nicht hinzusetzen. Er schaut auf seine Armbanduhr und

gibt zu verstehen, dass sie sich wohl sputen müssen.

„Das ist alles ganz toll, Tekk. Falls ich je mal nach Stavanger komme, sehe ich mir diese Domkirche ganz bestimmt mal an. Jetzt müssen wir aber dann auch los. Lassen Sie uns erst einmal frühstücken. Natürlich nur, wenn Sie fertig sind. Danach haben wir den ganzen Tag volles Programm“.

Tekk befolgt Hans' Anweisungen, zieht seine Wollstiefel an und geht hinter Hans zur Tür.

„Vergessen Sie Ihren Schlüssel nicht!“ Hans zieht die Schlüsselkarte aus dem Schlitz und zieht die Tür hinter sich zu.

2.

In dem reizenden Café, werden sie von etlichen Gemälden und Kunstwerken an den Wänden angestarrt. Tekk fühlt sich auf den weichen Kissen nicht ganz wohl. Hans hat bereits Frühstück für beide bestellt und die Bedienung kommt gerade an den Tisch und serviert beiden ihre Bestellung: Hans bekommt Obstsalat, Tekk ein Omelett.

Tekk starrt auf den Teller und rührt sein Essen nicht an.

„Ich dachte, Sie mögen Eier?“, erkundigt sich Hans etwas besorgt.

„Ja, schon. Ich dachte nur ... gibt's hier denn kein Fleisch?“

„Fleisch? Ja, doch, klar. Das ist im Omelett innen drin“, erklärt Hans.

Tekk stochert mit der Gabel im Omelett herum, traut dem Ganzen aber nicht. Ja, ein bisschen Schinken ist da schon drin, den er auch schnell aufisst, aber ganz zufrieden ist er nicht. „Ich dachte, die hätten hier vielleicht richtiges Fleisch.“

„Sie möchten richtiges Fleisch? Ich kann Ihnen natürlich noch etwas Räucherschinken bestellen.“

Hans ruft die Bedienung herüber und bestellt. Wenige Augenblicke später bringt sie einen Teller mit rosa Schinken und ein paar Melonenschnitzen an den Tisch.

Jetzt ist Tekk endlich zufrieden. Er zieht sofort sein eigenes Messer aus der Tasche, das mit dem Griff aus Walrosselfenbein. Den Gästen um ihn herum läuft ein eiskalter Schauer über den Rücken, als sie dem jungen Inuk dabei zusehen, wie er die Schinkenscheiben eine nach der anderen mit seinem Messer aufspießt und sich hungrig in den Mund schiebt. Hans sieht ihm dabei zu, unterdrückt aber eine Bemerkung.

Es dauert nicht lange und Tekk hat den gesamten Schinken verschlungen. Zurück bleiben nur die Melonenschnitze.

Tekk putzt die Klinge seines Walrosselfenbeinmessers mit einer weißen Serviette und wischt sich anschließend damit den Mund ab. Jetzt endlich sagt er etwas.

„Weißt du, Hans, das Fleisch hier ist einfach zu weich. Ich mag festes Fleisch, wie Karibufleisch. Das essen wir in Grönland.“

„Ja, klar, Karibufleisch. Tut mir leid, aber das werden Sie in Deutschland leider vergeblich suchen.“

„Du solltest auch mal festeres Fleisch probieren. Das ist gut für die Zähne.“

Hans isst die letzten Bissen seines Obstsalats und sagt dann: „Ich bin Vegetarier.“

„Was ist denn ein Vegetarier?“

„Ein Vegetarier ist jemand, der kein Fleisch isst.“

„Aber warum?“, fragt Tekk seinen deutschen Begleiter voller Verwunderung: „Sind deine Zähne denn nicht gut genug?“

Hans lacht. „Meine Zähne sind einwandfrei“, sagt er, „so alt bin ich jetzt auch noch nicht! Aber mit meinen Zähnen hat das auch eigentlich gar nichts zu tun. Es ist nur so ... wie soll ich sagen“ Er denkt ein paar Sekunden lang nach und entscheidet sich dann: „Tiere zu essen, ist schlecht für die Umwelt. Und gesund ist es überhaupt auch nicht.“

Tekk schaut Hans verdutzt an. Er würde am liebsten laut loslachen, übt sich aber in

Höflichkeit und sagt deshalb nur: „Wenn ich das meiner Familie erzählen würde, würden die mich auslachen. Außer Karibus isst daheim keiner Gras.“

Hans zuckt die Schultern. „Dann bin ich eben ein Karibu. Ich esse Gras und Sie essen dann mich. Wir sind also die perfekte Nahrungskette.“

„Ihr Deutschen seid echt komisch“, sagt Tekk etwas gekränkt.

Hans trinkt seinen Kaffee aus und zieht sein Portemonnaie aus der Tasche. „Wir sollten wohl besser weiter. Ich möchte Ihnen noch etwas zeigen.“

Aber Tekk kann kaum aufstehen. Ihm ist von dem ganzen Wodka heute Morgen in seinem Hotelzimmer noch immer etwas schwindelig.

„Hier, trinken Sie lieber einen Schluck Wasser.“ Hans reicht ihm ein Glas.

3.

Wie Hans und Tekk so die Straße entlang gehen, sehen sie aus wie zwei Komödianten: Einer ist groß und schlaksig, der andere eher untersetzt; einer geht schnell mit gezieltem Gang, der andere schleicht unsicher hinterher. So stolpern sie langsam in Richtung Savignyplatz und passieren zahlreiche Cafés und Kneipen auf dem Weg. Wie er so die Straße entlang stolpert, besieht sich Tekk diese wundersame Welt, in der er heute Morgen aufgewacht ist. Jeder um ihn herum erkennt sofort, dass er eindeutig getrunken hat, und wundert sich ob des seltenen Anblicks eines betrunkenen Inuks in voller Montur, der die schicken Straßen von Berlins Modeviertel entlang taumelt. Hans muss ihn in die richtige Richtung weisen, als sie die Straße überqueren.

Sie kommen an einer Kneipe vorbei, die mit Blumen und Leuchtreklame dekoriert ist. An einem Tisch vor der Kneipe sitzt eine schöne Frau und unterhält sich mit einem Mann. Ihre nackten langen Beine ragen unter dem Minirock hervor und entgehen auch Tekks Blicken nicht.

Tekk taumelt auf den Tisch zu und drückt, ohne ein Wort der Warnung, seine Wange an die blassen Beine der Frau. Diese schreckt auf und schreit, als sie merkt, wie betrunken Tekk ist. Ihr Begleiter steht auf und zerrt Tekk weg. Dann brüllt er ihn an: „Mensch, was ist denn mit dir los?!“ Hans eilt herbei und befreit Tekk gerade noch rechtzeitig aus der Lage und entschuldigt sich überschwänglich bei dem aufgeregten Paar.

Ein paar Minuten später findet sich Tekk vor einem riesigen Gebäude ganz aus Glas wieder. „Das ist der Hauptsitz der Internationalen Forschungsgruppe zum Klimawandel“, erklärt Hans und zerrt Tekk in den Aufzug. „Ich möchte Ihnen den Vorsitzenden und die Veranstalter der Konferenz vorstellen.“

„Warum?“, fragt Tekk etwas trotzig. Er bekommt im Aufzug stechende Kopfschmerzen. Er kann kaum noch aufrecht stehen und ihm wird übel.

„Weil diese Leute Sie hierher eingeladen haben. Und weil sie Ihre Hotelrechnung übernehmen. Und weil sie im Gegenzug nur zu gerne einen Vortrag von Ihnen bei der Konferenz hören würden.“

Im Büro angekommen bittet man sie, einige Minuten auf den Vorsitzenden zu warten, der noch in einer Besprechung ist. Tekk nutzt die Gelegenheit und lässt sich auf das Sofa fallen. Als Hans von der Toilette zurückkommt, ist sein neuer Freund bereits fest eingeschlafen und schnarcht friedlich und deutlich hörbar.

Hans wartet geduldig auf dem Sofa, bis einer der Veranstalter auf ihn zukommt, um ihn zu begrüßen. Sobald er sieht, in welchem Zustand sich ihr Gast befindet, schlägt er Hans vor: „Gönnen wir unserem Gast doch einen Ruhetag. Sie können ihm vielleicht die Stadt zeigen, wenn ihm danach ist. Und morgen können wir uns dann um die Konferenz kümmern.“

Hans stimmt zu.

Am Nachmittag geht er also mit Tekk in den Tiergarten. Hier fühlt sich der junge Inuk viel wohler und kann neue Energie tanken. Bei ihrem Spaziergang durch das Wäldchen kommen sie an einen See, in dem ein paar Enten friedlich umherschwimmen. Dann entdecken sie ein Paar in einem Kanu, das gemächlich über den Teich paddelt. Tekk starrt das kleine Kanu an und bekommt beim Anblick Heimweh. Als das Paar im Boot ihm zuwinkt, versteht er das als Einladung, rennt das Ufer entlang und springt komplett angezogen ins Wasser. Er schwimmt auf sie zu und das Paar bekommt es mit der Angst zu tun, findet die Situation aber auch amüsant, also klettert Tekk schnurstracks ins Boot.

Tekk lacht und hat Spaß in seinem neuen Kanu. Hans protestiert am Ufer, doch Tekk hat dem Mann im Boot bereits das Paddel entrissen und taucht es nun ins Wasser. Hans rennt am Ufer entlang und schreit: „Entschuldigen Sie bitte meinen Freund. Er kommt aus Grönland. Er kennt die Gepflogenheiten hier noch nicht.“

4.

Die Pressekonferenz ist für den folgenden Morgen geplant. Eine ganze Reihe an wichtigen Rednern sitzt schon auf der Bühne bereit, als die Konferenzteilnehmer den Saal betreten. Unter ihnen ist auch Tekk, der ein Namensschild an die Brust geheftet bekommen hat. Er sitzt neben Hans an der kurzen Tischseite.

Der Konferenzveranstalter hält eine kurze Ansprache, in der er alle Teilnehmer willkommen heißt und noch einmal die Notwendigkeit der Erforschung des Klimawandels betont. Kurz ist dabei deutlich untertrieben, sodass Tekk sich müde auf seinen Stuhl fläzt. Dann stellt der Veranstalter die Redner auf der Bühne vor: Wissenschaftler, Professoren, Aktivisten usw. Als Tekk an der Reihe ist, wird er schlicht als „der letzte Inuk Grönlands“ vorgestellt, „dem Ort der schmelzenden Eisberge.“ Das Publikum applaudiert aufgeregt und Kamerablitz erhellen den Saal. Hans gibt Tekk mit Gesten zu verstehen, dass er für die Fotografen aufstehen soll.

Der Veranstalter spricht weiter: „Tekkeit Qaasuitsup ist einer der letzten Inuit Nordgrönlands und wird in den kommenden Konferenztagen einen Vortrag über die traditionelle Lebensweise seiner Familie halten und uns dabei erklären, was wir von der Kultur der Inuit lernen können. Nun aber genug der Rede, lassen Sie uns mit der Konferenz beginnen ...“

Nur wenige Stunden später erscheint eine Großaufnahme von Tekk mit der Walrossfellmütze auf dem Kopf in sämtlichen Berliner Zeitungen. Die Überschrift lautet jeweils „LETZTER INUK IN DER STADT!“ oder „WAS ESKIMOS VON UNSERER MODERNEN WELT HALTEN.“

Die Konferenz geht währenddessen ohne größere Zwischenfälle weiter und schon bald werden die Teilnehmer in die Mittagspause entlassen. Nun sitzen sie im Speisesaal und genießen ihr Essen mit Blick auf eine saftige Grünfläche. Einige Teilnehmer schütteln Tekk die Hand und erkundigen sich nach seiner Familie und seiner weiten Anreise. Tekk wird aber durch etwas im Freien abgelenkt.

Er verfolgt mit den Augen eine junge Frau in einem roten Kleid, die über die Grünfläche schreitet. Hans verfolgt Tekks Blick und sieht dann auch die junge Frau mit ihren langen, schwarzen Haaren, wie sie einen Raben in einem Käfig über ein Blumenbeet trägt.

„Hast du das gesehen, Hans? Den schwarzen Vogel da?“

„Ja, das war sogar ein Rabe“, antwortet Hans verwundert. „Ein Rabe als Haustier in einem Käfig ... das sehe ich wirklich zum ersten Mal!“

Die Frau scheint die Blicke zu bemerken, wendet sich den beiden zu und lächelt sie geheimnisvoll an. Tekk rennt hinaus, doch als er auf der Grünfläche ankommt, ist die

Frau bereits verschwunden.

„Sedna! Ich habe meine Sedna gefunden!“, ruft Tekk.

„Was meinen Sie denn mit Sedna?“, fragt Hans, der Tekk nachgegangen ist.

„Sedna! Die Meeresgöttin von uns Inuit!“

„Meinen Sie jetzt den Raben oder die junge Frau?“, fragt Hans.

„Die junge Frau! Sie heißt Sedna!“

„Alles klar, ist ja schon gut. Jetzt beruhigen Sie sich erst einmal, Tekk“, sagt Hans und schlägt vor: „Möchten Sie mir vielleicht erzählen, wer Sedna ist?“

„Ja, klar. Also: Es war einmal ein wunderschönes Inuit-Mädchen mit langen, schwarzen Haaren — eben wie die Frau hier!“. Tekk irrt immer noch unschlüssig im Garten herum und hofft darauf, dass sich das Ereignis wiederholt. „Jeder in meiner Heimat kennt ihre Geschichte. Weil Sedna so schön war, lehnte sie alle Freier ab, die um ihre Hand anhielten. Doch Sednas Familie war sehr arm, also wollte sie ihr Vater lieber verheiraten. So sagte er zu ihr: ‚Sedna, unsere Vorräte gehen zur Neige und bald müssen wir hungern. Du musst also einen Ehemann finden, der dich ernähren kann. Deshalb werde ich dich dem nächsten Freier zur Frau geben.‘ Eines Tages kam ein in schwarzes Fell gekleideter Jäger zu ihrem Iglu und bat Sednas Vater um die Hand seiner Tochter. Sedna nahm den Antrag des Fremden an, obwohl sie nicht einmal sein Gesicht erkennen konnte. Also bestieg sie bald darauf das Kajak des Jägers, um mit ihm zu ihrem neuen Zuhause zu reisen. Weißt du überhaupt, was ein Kajak ist?“

„Ja, natürlich weiß ich, was ein Kajak ist. Erzählen Sie lieber weiter: Was ist dann aus ihr und ihrem komischen Ehemann geworden?“

„Sie waren sehr lange bei Schnee und Wind auf See unterwegs und die beiden Reisenden mussten vor lauter Kälte die Decken fest um sich wickeln. Während der ganzen Fahrt bekam Sedna kein einziges Mal das Gesicht ihres Mannes zu sehen. Sie gelangten schließlich zu einer Insel, doch als Sedna sich umschaute, konnte sie weit und breit nichts erkennen, weder eine Hütte, noch ein Zelt, nicht einmal Kochtöpfe. Nur nackte Felsen und kahle Klippen, soweit das Auge reicht. Ihr neues Zuhause bestand schlicht aus ein paar Fellbüscheln und Federn auf dem harten, kalten Stein. Als sie so auf den Klippen standen, baute sich der Jäger vor Sedna auf, zog sich die Kapuze vom Kopf und stieß ein bitterböses Lachen aus. Rate mal, warum!“

„Weil Sednas Ehemann kein Mann sondern ein Rabe war, stimmt’s?“, antwortet Hans mit einem wissenden Lächeln.

„Ja, das stimmt! Ihr seid ganz schön clever, ihr Deutschen! Ihr Ehemann ist ein dicker, fetter, hässlicher, schwarzer Rabe!“

„Und was passierte dann? Hat sie den Rest ihres Lebens mit dem bösen Vogel verbracht?“. Hans wird jetzt etwas ungeduldig, weil alle Teilnehmer um sie herum bereits mit dem Mittagessen fertig sind, während Hans und Tekk noch keinen Bissen angerührt haben.

„Sedna wollte natürlich nicht mit dem hässlichen, schwarzen Vogel zusammenleben, aber sie war ja so weit von Zuhause weg! Also konnte sie nicht so einfach alleine zurückrudern ...“

An dieser Stelle in der Geschichte kommt der Veranstalter herüber und unterbricht Tekk mit den Worten: „Hallo Tekk, hallo Hans! Hat Ihnen denn die Pressekonferenz heute Morgen gefallen?“

Der Veranstalter schüttelt Tekks Hand. Da erst merkt Tekk, wie hungrig er ist, springt auf und läuft zum Büfett und schaufelt sich den Teller voll.

„In der Tat. Ich hoffe nur, dass unser Freund aus Grönland eine ganze Konferenzwoche durchsteht!“, empfängt Hans den Veranstalter, während er sich Salat auf den Teller häuft.

„Machen Sie sich da mal keine Sorgen. Falls unserem Inuit-Freund hier das ganze Gerede zu langweilig wird, können Sie ihm doch die Stadt zeigen. In Berlin gibt es doch so Einiges zu sehen, das Holocaust-Mahnmal, den Checkpoint Charlie und so. Was halten Sie davon, Tekk?“

Tekk bemüht sich, zu lächeln, während er mit einem Schnitzel kämpft.

„Wie gefällt Ihnen Berlin denn so weit, Tekk? Haben Sie schon unseren bekannten Bären kennengelernt?“, fragt der Veranstalter weiter.

„Welchen Bären?“, fragt Tekk überrascht und schluckt schnell einen Schnitzelhappen. „In Deutschland gibt es Bären?“

„Ja“, antwortet der Veranstalter, „wir haben einen ganz berühmten Eisbären. Er heißt Knut.“

„Wie? Was? Echt jetzt?“, Tekk hat mittlerweile aufgehört, zu essen, und ist ganz aufgebracht.

„Wo ist er denn? Können wir ihn jetzt gleich sehen?“ Dabei sieht er Hans bittend an.

Hans lacht: „Nicht sofort“, antwortet er, „aber vielleicht etwas später, falls Sie nicht zu müde sind.“

Und schon sind sie von Journalisten umringt, die ein Foto von Tekk mit seiner Walrossfellmütze machen möchten und ihn ermutigen, in die Kamera zu lächeln. Tekk stellt sich in Pose, doch das Lächeln will ihm nicht recht gelingen.

5.

Jetzt stehen Tekk und Hans in der Schlange vorm Berliner Zoo. Sie sind bei Weitem nicht die Einzigen, die in den Zoo wollen, doch schon nach einer Weile hält auch Hans zwei Eintrittskarten in der Hand.

Tekk ist sofort ganz beeindruckt von der Größe des Zoos mit seinen satten, grünen Pflanzen und den künstlich angelegten Hügeln. Er hat so einige Fragen für Hans:

„Also sammeln die Leute dann von überall her Tiere und stecken sie zum Angucken hier rein, ohne sie zu erlegen?“

„Genau, deshalb sind die Tiere ja hier. Also, ich meine, damit man sehen kann, wie denn ein Tiger so frisst und herumläuft und so.“

„Ein Tiger?!“, ruft Tekk. „Ich hab mal einem im Fernsehen gesehen. Mann, die sind ganz schön unheimlich. Denen möchte ich lieber nicht über den Weg laufen. Bitte, Hans, lass uns da lieber nicht hingehen!“

„Ok, keine Tiger für Tekk, ist notiert“, lächelt Hans und führt Tekk weiter im Zoo herum. „Ich passe schon auf, dass Sie keine Tiere zu sehen bekommen, denen Sie lieber nicht begegnen möchten. Aber Sie haben mir Ihre Geschichte ja noch gar nicht zu Ende erzählt. Ich weiß ja gar nicht, was aus der guten Sedna und ihrem hässlichen Rabenmann geworden ist!“

„Ja, also, Sedna war dann klar, dass sie einen schwarzen Vogel geheiratet hat. Da war sie natürlich ziemlich traurig und hatte auch ganz schön Angst vor ihm, also hat sie dann versucht, zu fliehen. Doch nach jedem Versuch schleifte sie der große Vogel bis an den Klippenrand und drohte damit, sie ins Meer zu stoßen. Gleichzeitig aber bat er sie, ihn nicht zu verlassen, weil er sonst so einsam wäre. Also lebte sie als Frau des Raben auf dem nackten Felsen. Tagein, tagaus flog der Rabe aus und brachte rohen Fisch zurück, den sie tagein, tagaus essen musste. So weinte sie jeden Tag und schluchzte den Namen ihres Vaters, den die arktischen Winde dann weit hinaus bis hin zu Sednas Vater trugen. Dieser erkannte den Ruf seiner Tochter im Wind und dann, eines Tages ...“

Tekk hält inne. Vor sich erkennt er plötzlich riesige, ihm unbekannte Tiere und kann sich nicht mehr auf seine Geschichte konzentrieren. Angst und Furcht verzerren

sein Gesicht beim Anblick der Gorillas, die er noch nie zuvor gesehen hat. Als er diesen ungeheuren Menschenaffen aber so gegenübersteht, bekommt er einen Lachanfall und bricht dabei schon fast in Tränen aus.

„Vielleicht sind das ja doch Menschen, meinst du nicht?“, fragt er Hans mit bebender Stimme.

Als einer der Gorillas auf sie zukommt, verstummt Tekk, fällt schlagartig auf die Knie, mit dem Gesicht zum Käfig, und betet den Gorilla an.

Hans beobachtet Tekks merkwürdiges Verhalten, verzieht dabei zwar etwas das Gesicht, verkneift sich aber eine Bemerkung.

Dann treten sie an das Giraffengehege heran. Tekk sieht sich die langhalsigen Tiere genau an und ist schwer beeindruckt.

„Ich hätte auch gern einen so langen Hals, da könnte ich Feinde schon von Weitem sehen!“. Dann kniet er erneut nieder und sagt: „Hans, wir müssen beten, sonst rächen sie sich eines Tages noch an uns.“

Hans zuckt die Schultern und sieht zu, wie Tekk die Tiere anbetet und dabei unverständlich murmelt.

Schließlich kommen sie zur bekanntesten Touristenattraktion des Zoos, dem Eisbären. Das Gehege ist mit Besuchern gesäumt, die alle ihre Fotoapparate und Smartphones im Anschlag haben. In den Nachrichten heißt es, dass der Eisbär sich seit ein paar Tagen nicht hat blicken lassen.

Doch sobald Tekk an den Zaun herantritt, ändert sich die Stimmung. Hinter den Felsen wird langsam ein großer, weißer Tierkörper sichtbar. Die Besucher bringen alle gespannt ihre Kameras in Ausgangsstellung. Tekk starrt den berühmten Knut an, der sich auf einem Felsbrocken beim Wasserbecken niedergelassen hat und gelangweilt und einsam vor sich hinstarrt. Er betrachtet das seichte Wasser und merkt nichts von all den Besuchern und Kamerablitzern.

„Oh Tekk, da haben Sie aber ganz schön Glück, dass Sie unseren Lokalhelden kennenlernen können! Er hat uns schon ganze 2 Mio. Euro Umsatz eingebracht“, erklärt Hans sichtlich erfreut.

„Wie das denn?“, fragt Tekk.

„Wie? Sehen Sie sich doch mal an, wie viele Besucher hier sind! Die haben alle Eintrittskarten gekauft, um den Eisbären zu sehen.“

„Knut ...“, murmelt Tekk. „In Grönland stehen wir Eisbären nicht gern so nah gegenüber. Wenn wir ihnen begegnen, wünschen wir ihnen Glück und hoffen, dass sie nicht noch näher kommen.“

In dem Moment kommt eine Schulklasse zum Gehege. Die Kinder stoßen Tekk zur Seite, springen wild umher und wollen alle den Eisbären sehen, den Superstar des Zoos.

„Naja, Knut war in den letzten Monaten auch nicht sehr glücklich. Einige Tiervershaltensexperten sagen, er vermisst seine Heimat, oder dass er eine Gefährtin braucht. Er sieht ja auch etwas traurig aus. Manchmal kommt er nicht einmal zum Schwimmen heraus und liegt auch nicht mehr wie früher in der Sonne. Er versteckt sich nur noch in seiner Höhle, wo keiner ihn sehen kann.“

Tekk scheint das sehr gut zu verstehen, denn er sagt: „Ja, das würde ich auch tun, wenn man mich in einen großen Käfig stecken würde. Länger als drei Tage würde ich das bestimmt nicht überleben.“

Je länger er den Eisbären betrachtet, desto näher geht ihm dessen Lage. Er steht wie angewurzelt vor dem Gehege, als ob ihn etwas im Bann hält. Er umfasst die Zaunpfosten und verfolgt mit den Augen den Eisbären genau. Dann murmelt er wie im Traum: „Ich glaube, er erkennt mich ...“

Und tatsächlich scheint Knut Tekks Blick zu erwidern. Die Augen des Tiers sind

voller Trauer, doch ein Funken Hoffnung blitzt in ihnen auch auf. Tekk ist wie in Trance und murmelt weiter: „Oh, Hans“, sagt er, „er beobachtet mich. Ich glaube, er erkennt mich ...“

6.

Ein Windstoß erschüttert den Zoo und trägt den Straßenlärm und den Klang von Sirenen herüber. Da brummt Knut plötzlich sorgenvoll und wütend und zieht sich langsam in seine Höhle zurück, um sich wieder zu verstecken. Dabei schüttelt er sich, reibt sich die Augen und man möchte meinen, er wäre kurz vor einer Ohnmacht. Hans fragt, ob es ihm denn gut gehe. Tekk antwortet nicht, sondern rüttelt nur mit gesenktem Kopf am Zaun. Plötzlich, als ob er aus einem Traum erwacht wäre, fährt Tekk mit seiner Geschichte von dem schwarzen Raben fort.

„Also, ich habe dir ja erzählt, dass Sedna den Raben geheiratet hat und sich nun jede Nacht an den Klippen die Augen ausheulte. Eines Tages hörte Sednas Vater das Weinen seiner Tochter im schneedichten Wind. Da fühlte er sich plötzlich schuldig, was seine Tochter seinetwegen erleiden musste und er beschloss, sie zu befreien. Er schlachtete ein großes Walross als Proviant für die Seereise, packte sein Kajak mit Lebensmitteln und Wasser und folgte dem Weinen. So paddelte er drei Tage lang durch die arktischen Gewässer bis zu Sednas neuem Zuhause. Als er sich der Insel von Sednas Ehemann näherte, sah er auf den Klippen einen roten Umriss und erkannte sofort seine Tochter in dem roten Kleid, das sie bei ihrer Abreise trug. Der Anblick ihres Vaters freute und überraschte sie sehr und sie kletterte schnell in sein Kajak, um mit ihm zurück nach Hause zu fahren. Nach einigen Stunden aber sahen Sedna und ihr Vater hinter sich in der Ferne einen schwarzen Fleck am Himmel. Beide wussten sofort, dass es Sednas wütender Ehemann war, der sie verfolgte.“

An dieser Stelle in der Geschichte heult der Eisbär zweimal in seiner Höhle auf, eben so, als ob er die Geschichte hören und erkennen würde. Dann tritt er wieder aus seiner Höhle heraus. Tekk wird mucksmäuschenstill: Er fühlt sich vom Bären wie magisch angezogen und es scheint, als ob dieser Tekks Blick erneut erwidert.

„Vielleicht sollten wir zwischen den Besuchern durch um den Zaun herum laufen“, schlägt Tekk vor, „So merken wir, ob der Bär mich wirklich erkennt.“

Als sie um das Gehege laufen, verliert der Eisbär Tekk zuerst aus den Augen. Nach kurzer Zeit entdeckt er ihn aber wieder in der Menge und es ist ganz so, als ob ein Blitz zwischen ihren Augen funkelte. Doch dann lenken zwei Wärter den Eisbären mit einem großen Gummiseehund ab, den sie in das Gehege werfen in der Hoffnung, das niedergeschlagene Tier würde sich endlich etwas bewegen. Das scheint Knut wütend zu machen, denn er springt von einem Felsen herunter und zerfetzt den Gummiseehund.

Tekk dreht sich angewidert weg. Er zerrt Hans vom Gehege weg zu einer Bank unter einem Baum. Mit einem Seufzen fährt er mit seiner Geschichte fort: „Also dann verfolgte der große, schwarze Rabe seine Frau und ihren Vater her, holte immer mehr auf und segelte im Wind. Als er nahe genug war, ging er Sturzflug auf das Kajak los. Sednas Vater versuchte, sich mit dem Paddel zu verteidigen, doch verfehlte den Raben immer wieder, der nicht abließ, sie zu attackieren. Dann flog er bis dicht an die Meeresoberfläche und schlug mit den Flügeln, bis sich ein böser Sturm zusammenbraute. Die stille See wurde zu einem tobenden Meer und schmiss das winzige Kajak zwischen den Wogen hin und her. Sednas Vater bekam es mit der Angst zu tun, ergriff schließlich seine Tochter und warf sie über den Kajakrand hinaus ins Meer. „Hier“, rief er, „hier, nimm deine kostbare Frau, aber tu mir bitte nichts. Nimm sie schon!“ Sedna schrie und kämpfte während ihr Körper im eisigen Wasser immer mehr an Gefühl verlor. Sie schwamm zum Kajak hin und hielt sich mit den Fingern am Bootsrand fest. Doch ihr Vater — voller Furcht vor

dem tobenden Sturm — dachte nur an sich, wie er es schon immer getan hatte. Er schlug mit dem Paddel auf die Finger seiner Tochter ein. Sedna schrie vor Schmerzen auf und bat ihn vergeblich, aufzuhören. Ihre Knochen zerbrachen und ihre eiskalten Finger glitten ins Meer. Dort verwandelten sie sich einer nach dem anderen in Seehunde und schwammen unter der Wasseroberfläche davon. Sedna kämpfte sich erneut zum Kajak ihres Vaters vor und versuchte, hineinzuklettern, doch ihr Vater ergriff erneut das Paddel und schlug nun auf die Hände seiner Tochter ein. Sednas eiskalte Hände erstarrten und brachen von ihrem Körper ab. Die fingerlosen Hände trieben auf den Meeresgrund und verwandelten sich dort in Wale und Walrosse. Sedna fehlte nun alle Kraft und sie sank selbst auf den Meeresgrund.“

„Was für eine traurige Geschichte!“, ruft Hans entrüstet. „Der Vater ist ja noch gemeiner als der Rabe.“

Tekk fährt fort: „In ihrer Verzweiflung verwandelte Sedna all ihr übrigen Körperteile in Bewohner der Meere: Ihr Haar wurde zu Millionen von Krabben und Fischlein, ihre Gedärme zu Hummern und Kraken, ihre Sorgen zu Algen und ihre Sehnsucht wurde zu einer Sanddüne am Strand. Ihr rotes Kleid verwandelte sich schließlich in den Berg Mara in Richtung Nordpol, um die Menschen vor den eisigen Winden zu beschützen. So konnten nun all die hungrigen Inuit-Familien ihr Essen aus den üppig gefüllten Ozeanen fangen und ihre Hütten am Fuße des Berges errichten. Und deshalb ist es bei uns Brauch, dass Jäger sich nach erfolgreicher Jagd in Richtung des Mara-Bergs verneigen und jedem Seehund ein paar Tropfen Wasser ins Maul rieseln lassen, bevor sie ihn letztlich erlegen. Als Dank an Sedna, unsere Meeresgöttin.“

„Aber was ist denn aus diesem bösen Vater und dem abscheulichen Vogel geworden?“, fragt Hans.

„Der Vater und der böse Vogel wurden beide von einem Eisbären gefressen. Der Eisbär war nämlich tatsächlich der Herrscher der Region und wusste, was überall vor sich ging. Deshalb bestrafte er den Raben und den Vater.“

Tekk ist am Ende seiner Geschichte angelangt. Beide sind nun still und starren in die Ferne. Der Eisbär in seinem Gehege hat sich mittlerweile wieder in seiner Höhle versteckt. Hans sieht deshalb die Gelegenheit zum Aufbruch gekommen. Er muss Tekk aber versprechen, dass sie Knut am nächsten Tag noch einmal besuchen kommen.

7.

Tekks Abend verläuft ohne weitere Vorkommnisse. Er sitzt in einem stattlichen Restaurant und ihm werden die schönsten Meeresfrüchte und das prachtvollste Fleisch aufgetischt. Kerzen erhellen den Tisch und lassen den Rotwein tiefrot und das Bier golden schimmern. Doch Tekk bringt nur zwei Bissen des Bratens herunter. Er sitzt deprimiert da und auch die vielen freundlichen Konferenzteilnehmer können ihn mit ihren Gesprächen nicht aufheitern. Ihm fehlen die richtigen Worte für die Gespräche dieser weißen Europäer, also bleibt er von den gehobenen Diskussionen über Kohlendioxidausstoß und Säuregehalt der Weltmeere ausgeschlossen. Er vermisst seine Familie, seinen Lieblingsschlittenhund, seinen Iglu und vor allem die Freiheit, die er nur in der wilden Natur spürt. Er bittet Hans, ihn zurück ins Hotel zu begleiten, während die anderen Teilnehmer Wein trinken und Stachelbeertorte essen.

Später, allein in seinem Hotelzimmer, ist Tekk etwas wohler. Er zieht sich bis auf die Unterhose aus, behält aber seine Walrossfellmütze auf, die er über alles liebt. Sie erinnert ihn an all die Abenteuer mit seinem Vater: Wie sie auf Walrossjagd gingen und wie er seinem Vater beim Häuten der Tiere mit einem bloßen Messer zusah. Er vermisst seinen Vater, obwohl er weiß, dass dieser nun tot ist und tief im Schnee neben seinem Haus vergraben nichts mehr spürt. Plötzlich kullern Tränen über seine Wangen.

Er legt sich ins Bett und drückt wahllos auf der Fernbedienung herum, von einem Fernsehsender zum nächsten.

Auf einem Sender läuft eine Kochsendung, auf einem anderen eine Vorabendserie über eine schwerreiche Familie irgendwo in Europa, und auf einem dritten läuft ein Krimi mit den üblichen Verfolgungsjagden und Schießereien. Tekk sieht sich all das eine Weile an, aber weil alles auf Deutsch ist, wird ihm schnell langweilig, und er fühlt sich wieder einsam und allein.

Er schaltet den Fernseher aus, liegt still da und versucht, zu schlafen.

Durch die dünnen Hotelzimmerwände hindurch hört er im Zimmer nebenan die intimen Geräusche zweier Gäste, die immer lauter werden.

Er liegt also mit weit geöffneten Augen da und hört den Geräuschen zu.

Am nächsten Tag bittet Tekk Hans, wieder mit ihm in den Zoo zu gehen. Diesmal begleitet ihn Hans nur bis zum Eingangstor und erklärt, dass er ihn in drei Stunden genau hier wieder abholen kommt, weil er selbst noch auf der Konferenz zu tun hat. Tekk ist froh über diese drei Stunden allein im Zoo. Er geht direkt zum Gehege seines alten Bekannten und steht geradewegs vor dem einsamen Eisbären. Er beobachtet jede Bewegung des Tieres, hält sich aber vor Knut verborgen.

Heute hat sich ein Fernsehteam der BBC vor dem Gehege aufgebaut und will über den berühmten Eisbären berichten. Tekk beobachtet eine blonde Moderatorin, wie sie auf Englisch in die Kamera spricht:

„Willkommen beim BBC World Service! Ich stehe hier vor Knut, dem berühmten Eisbären des Berliner Zoos. Doch haben die Deutschen gerade allen Grund zur Sorge um den beliebten Bären. Von den Zoowärtern haben wir erfahren, dass Knut sehr zurückgezogen lebt und sich meist in seiner Höhle aufhält. Außerdem hat das Tier kaum Appetit. Eisbären essen zumeist rohes Fleisch, doch selbst das schmeckt Knut in letzter Zeit nicht mehr und er zieht der Eisbärnahrung Gemüse und gekochte Gerichte vor. Sogar Croissants und Brot, die Besucher ihm zuwerfen, verschlingt er und es scheint fast so, als ob der bekannte Fleischesser zum Vegetarier geworden wäre. In einer Woche feiert Knut zusammen mit den Tierwärtern seinen fünften Geburtstag und ich bin mir sicher, wir werden viele süße Fotos von seiner Geburtstagsfeier zu sehen bekommen ...“

Im Hintergrund brummt der Bär zweimal laut in Richtung Kamera, sodass die Moderatorin es merklich mit der Angst zu tun bekommt, sich aber bald wieder im Griff hat und mit einem Lächeln im Gesicht fortfährt. Doch dann stürmen ein paar Tierschützer vor die Kamera, zücken ihre Plakate und rufen im Chor: „Käfige sind ein Verbrechen!“. Der Eisbär wird immer verstörter, bis Tekk aus dem Schatten des Baumes hervortritt, sodass Knut ihn nun sieht. Es dauert nur wenige Augenblicke, bis Knut seinen Freund erkennt und sich langsam beruhigt. Tekk singt Lieder in seiner Muttersprache und wird dabei immer lauter. Sein Gesang durchdringt den Lärm der Demonstranten und der Besuchergruppen und es scheint, als ob der Bär mit dem Gesang hin- und herwiegt. Und dann finden sich die Blicke des Bären und des Inuks wieder.

In diesem Moment bemerken die Umherstehenden, was sich zwischen dem Eisbären auf der einen, und dem Asiaten, der in seiner Fellmütze aus voller Kehle singt, auf der anderen Seite des Geheges abspielt. Knut antwortet mit einem tieftraurigen Seufzer, hebt den Kopf und streckt sich, ganz so, als ob er Tekk zunicken möchte. Plötzlich wird es still, bis auf die Hintergrundgeräusche der anderen Zootiere und des Verkehrs vor den Toren des Zoos. Tekk und der Eisbär stehen wie angewurzelt da und starren sich gegenseitig an, unter ständiger Beobachtung der Besucher und Wärter. Doch dann, als ob eine gespannte Schnur zwischen ihnen plötzlich zerreißt, überkommt den Bären eine tiefe Hoffnungslosigkeit und er kann den Blick nicht mehr erwidern. Als ob er

eine schwere Masse in Bewegung setzen muss, dreht sich Knut weg und schleift seine Tatzen träge über den Boden zurück in seine Höhle. Tekk verlässt den Zoo schnell, bevor jemand Fragen stellen kann.

8.

Die Konferenzwoche neigt sich ihrem Höhepunkt und Ende zu: dem Morgen, an dem Tekk seine Rede hält. Hans hat ihm beim Verfassen seines Vortrags geholfen und Tekk hat ihn die letzten Tage fleißig geübt und kann ihn nun ziemlich gut vorlesen. Hier ist seine Rede:

„Sehr geehrte Teilnehmer der fünften Konferenz zur Erderwärmung,
Ich heiße Tekkeit Qaasuitsup und stamme aus einem kleinen Dorf in Grönland. Ich fühle mich geehrt, Ihnen heute die Geschichte meiner Familie und meines Volkes erzählen zu dürfen. Ich muss zugeben, dass ich leider nichts über die Erderwärmung und den Klimawandel weiß, doch ich möchte dem Veranstalter danken, dass er mich hierher nach Berlin eingeladen hat.

Hier ist meine Geschichte: Ich komme vom Stamm der Inuit. Wir sind Jäger und Sammler. Ich bin in der Tat ein Nanuk, nämlich ein guter Jäger. Nanuk hieß in meiner Sprache ursprünglich der Herrscher-Bär und in unserer Kultur ist der Eisbär der Herr aller Bären. Er allein entscheidet, ob die Jäger Bären finden und erlegen sollen, weil sie sich verdient gemacht haben; doch er nimmt auch Rache an bösen Jägern, die die Regeln der Natur missachten. Mein Vater war Bärenjäger und deshalb bin auch ich ein Bärenjäger geworden. Wir müssen unser Essen erjagen, denn in meinem Dorf gibt es keinen Laden und der nächste Supermarkt ist eine Dreitagesfahrt mit dem Hundeschlitten entfernt. Deshalb müssen wir zum Überleben fischen und jagen gehen. Doch wir hören beim Jagen stets auf den Herrscher-Bär. Bei meiner Ankunft in Deutschland war ich sehr überrascht, den Herrscher-Bär in einem Berliner Zoo eingesperrt zu sehen. Also musste ich während meines Aufenthalts jeden Tag zu ihm gehen, um ihn anzubeten, doch sein Zustand ist bedenklich. Ich hoffe, er wird mich nicht eines Tages dafür bestrafen.

Zu guter Letzt möchte ich meinem Freund Hans danken. Er hat mir Benimm beigebracht und mir den europäischen „Way of Life“ gezeigt. Aber ich weiß nicht so recht, ob ich wie Hans Vegetarier werden soll, denn wenn wir nur das gute Fleisch der Meere essen und nur so viel, wie wir brauchen, dann müssen wir ja nicht ganz auf Fleisch verzichten. Wir können ja sowieso keine drei Seehunde in der Woche verputzen, sondern sind auf das beschränkt, was wir zum Leben brauchen. Ich verstehe deshalb nicht, warum es hier in den Supermärkten so viel Essen zu kaufen gibt! Was passiert denn damit, wenn das am Ende des Tages nicht alles verkauft wird? Wird das weggeschmissen oder vergammelt es sogar? Also mir ist schon klar, dass es in Großstädten mehr Auswahl gibt, aber mir ist mein Heimatdorf lieber und ich habe schon großes Heimweh. Ich freue mich darauf, sobald wie möglich heimzuzufiegen. Das war's. Bitte entschuldigen Sie mein schlechtes Englisch aber vielen Dank fürs Zuhören.“

Tekks Rede wird mit tosendem Applaus belohnt und alle sind sich einig, dass er der charmanteste Gastredner der Konferenz ist. Seine neuen Fans bitten ihn sofort um ein Foto. Schon wenige Augenblicke später tritt ein Mann im Anzug an Tekk heran und stellt sich als Werner Vidoni vor, der Leiter des Berliner Zoos, der sich auf Tierverhalten spezialisiert hat.

„Was willst du denn von mir?“, fragt Tekk etwas überrascht.
„Oh, ich brauche Ihre Hilfe, Tekk, falls ich Sie so direkt bitten darf“, erklärt Vidoni.
„Warum denn meine Hilfe?“
„Sie haben unseren Eisbären im Zoo ja bereits kennengelernt und Sie wissen

sicherlich auch, wie viel er der Stadt bedeutet. Mir ist aufgefallen, dass Sie ein sehr gutes Verhältnis zu Knut haben — ich habe neulich gesehen, wie Sie ihn beruhigt haben.“

„Ja, ich kenne Knut gut“, antwortet Tekk etwas geheimnisvoll.

„Knut wurde im Zoo geboren und seine Mutter starb kurz nach seiner Geburt. Seither fristet er ein ziemlich einsames Eisbärdasein. In den letzten Monaten hat er sich aber immer mehr zurückgezogen und frisst auch kaum noch. Wir machen uns große Sorgen um seine Gesundheit. Da Sie ja aus Grönland stammen, der Heimat der Eisbären, habe ich mich gefragt, ob Sie vielleicht eine Idee haben, was wir für Knut tun können. Und wenn Sie möchten, können Sie zusammen mit unseren Wärtern Knut aus der Nähe sehen. Wir würden Ihre Meinung über seine Ernährung und sein Verhalten wirklich sehr zu schätzen wissen.“

Diese Bitte kommt für Tekk etwas überraschend. Ihm fehlen die Worte und er kann nur aufrichtig nicken.

„Tekk ist ganz in Knut verschossen. Ich bin mir sicher, er würde sich über die Gelegenheit freuen, ihn aus nächster Nähe sehen zu können“, springt Hans für ihn ein.

Am nächsten Tag wird Tekk von dem Zoodirektor von seinem Hotel abgeholt. Auf dem Weg zum Zoo werden sie von zwei Dokumentarfilmern mit Kameras und Tonaufnahmegeräten begleitet. Sie wollen eine Realityshow über einen echten Inuken drehen, der den Berliner Eisbären dressiert. Sie sind sich einig, dass die deutschen Fernsehzuschauer davon ganz hin und weg sein werden. Die Gruppe wird begeistert von den Zoowärtern in Empfang genommen. Bevor Tekk durch die Hintertür in Knuts Gehege tritt, kniet er mit dem Gesicht in Richtung Bärenhöhle nieder und betet leise. Als er das Ritual beendet, klopft er sich den Staub von der Hose und sagt: „Jetzt können wir hineingehen.“

Der Zoodirektor fragt neugierig nach Tekks Brauch: „Tekk, woran glauben Sie denn?“

Der junge Inuk antwortet mit einem alten Inuit Sprichwort: „Wir glauben nicht, wir haben Ehrfurcht.“

„Ehrfurcht? Vor einem Gott?“, fragt der Zoodirektor. „Haben Sie denn denselben Gott wie wir hier in Europa?“

„Gott? Gott ist in allen Dingen. Er ist in Seehunden, in Walrossen, in Fischen und auch in Eisbären.“

„Also haben Sie auch eine gewisse Furcht vor diesen Göttern? Ich meine, wenn Sie nicht an sie glauben würden, hätten Sie auch keine Angst vor ihnen ...“

„Glaube ist bei uns nicht wichtig, aber die Ehrfurcht schützt uns. Wir haben Ehrfurcht vor der Natur“, antwortet Tekk.

Der Dokumentarfilmer nimmt Tekks Rede auf und seine geheimnisvolle Antwort gibt den Berliner Medien bald Rätsel auf und macht den weisen Inuit schon fast so berühmt wie Knut. Tekks Foto erscheint kurz darauf in der BILD und in der TAZ, neben einem Bild Knuts und der Überschrift: WIR GLAUBEN NICHT, WIR HABEN EHRFURCHT.

Tekk verbringt den Tag zusammen mit Tierverhaltensforschern im Eisbärengehege. Er erzählt dem Zoodirektor alles, was er von seinem Vater über Eisbären gelernt hat. „Weißt du, der Eisbär ist ein toller Langstreckenschwimmer. Aber hier im Zoo kann er nirgendshin schwimmen und sich so nicht richtig austoben.“ Vidoni nickt. Er kennt das Problem gut aber weiß nicht, was er an Knuts Lebensraum ändern könnte.

9.

„Wir können Knut nicht einfach wieder auswildern, denn er wurde in Gefangenschaft geboren und hat noch nie außerhalb des Zoos gelebt. Er weiß ja noch nicht einmal, wie er sein Futter jagen soll. Er würde in freier Wildbahn schlicht umkommen“, erklärt der Zoodirektor.

Tekk weiß keinen weiteren Rat. Bevor er den Zoo verlässt, schlägt er noch vor: „Knut braucht einen Freund, einen Freund seiner Art, mit dem er leben kann.“

„Ja, das haben wir uns auch schon gedacht“, sagt Vidoni. „Deshalb haben wir uns entschlossen, 500 000 Euro an Spenden aufzutreiben, um einen zweiten Eisbären zu kaufen, ein Weibchen aus Norwegen, mit der Knut eine Familie gründen kann. Einen Teil des Geldes haben wir schon und wir bekommen bestimmt genug für ein Fräulein Knut zusammen.“

Doch nur der junge Inuk weiß schon jetzt, dass die Tage seines Freundes im Gehege bereits gezählt sind. Der Eisbär ist kurzatmig und hat in den letzten Tagen nicht einmal die Hälfte seiner Tagesration gefressen. Er ist am Ende seiner Kräfte und schafft es nicht einmal mehr, aus der Höhle heraus vor die Besucher treten.

Am nächsten Tag bringt Hans Tekk mit seinem orangen Koffer zum Flughafen. Dort sehen sie, wie hunderttausende Flugreisende sich vor die Fernschirme in der Abflughalle drängen, weil alle die Nachricht aus dem Berliner Zoo sehen wollen: Knut ist tot. Er ist einer geheimnisvollen Krankheit erlegen, anscheinend einem Tumor im Herzen. Tekk und Hans bleiben beide wie gebannt vor den Nachrichten auf dem Bildschirm stehen. Es wird berichtet, dass Knuts plötzlicher Tod international für Aufruhr und Beileid gesorgt hat. Hunderte Fans sind zum Zoo gepilgert, um Blumen am Gehege niederzulegen. Herr Herzog, der Bürgermeister Berlins, spricht nun in die Kamera: „Wir haben ihn alle tief ins Herz geschlossen. Er war der Star der Stadt, doch er wird in unseren Herzen weiterleben. Wir werden ein Denkmal für kommende Generationen errichten, um an dieses einmalige Tier zu erinnern.“ Es wird außerdem berichtet, dass Knuts Überreste eventuell ausgestopft und im Naturkundemuseum ausgestellt werden sollen. Der Bericht endet mit Kindern, die dem Eisbären ein Lied singen: „Knut, der Träumer, lebt für immer weiter.“

Allein im Flugzeug beobachtet Tekk, wie die Wolken draußen vorbeischieben. Die Szenen der letzten Tage lässt er wie einen Film vor seinem inneren Auge Revue passieren. Er schläft im Flugzeug auf seinem Weg gen Norden ein. Im Schlaf hat er wieder denselben Traum, wie in seiner ersten Nacht in Deutschland. Er schwimmt mit einem jungen Eisbären im arktischen Meer. Doch der Bär ist ein so guter Schwimmer, dass er Tekk bald weit hinter sich zurücklässt. Schon bald ist von dem Bären nur noch ein kleiner Kopf zu sehen, der sich im Seegang auf und ab bewegt und sich dann allmählich nicht mehr von der grauen Meeresoberfläche und dem trüben Himmel abzeichnet. Tekk sucht den Horizont ab in der Hoffnung, einen Blick auf den Bären zu erhaschen, doch vergebens. Er ist allein im weiten Meer. Dann verändert sich der nördliche Himmel plötzlich. Das Licht und die Wolken winden sich zu einem Lächeln und ein schmunzelndes Eisbärgesicht schwebt über ihm in den letzten Sonnenstrahlen des Tages, die den grauen Wogen einen weißen Schimmer verleihen.

Nachspiel

Ein mächtiger Eisberg treibt im Meer. Wärest du ein Vogel oder ein Fisch und folgst du dem Eisberg eine lange Weile, so würde er dich nach Grönland führen. Dort sähest du vielleicht eine tote, erfrorene Möwe im Schnee oder das Skelett eines großen, nun seltenen Moschusochsen, das verwittert an einem Abhang liegt. Oder du träfest auf diese Inuit-Familie in ihrem kleinen Schneehaus, wo unsere Geschichte weitergeht.

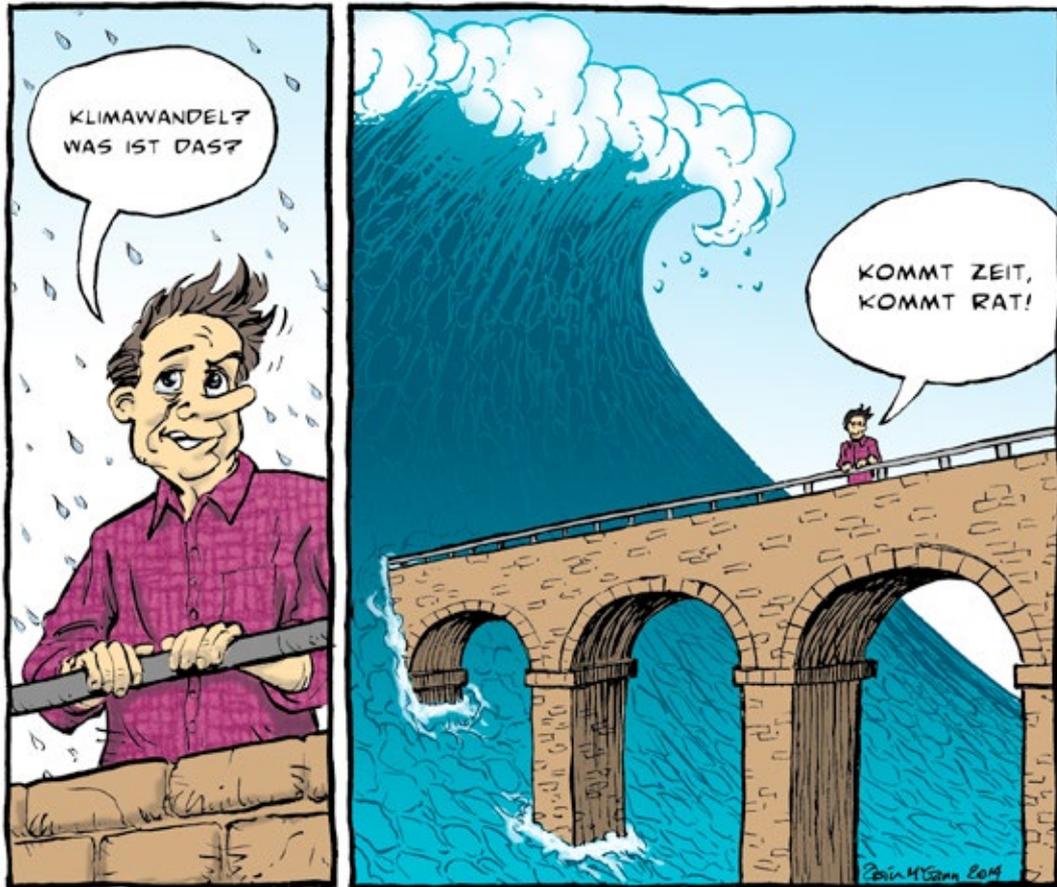
Womit beschäftigt sich so eine Inuit-Familie denn? Alle sitzen beieinander, wie viele Familien es tun, und kümmern sich um den Haushalt. Die Mutter kocht, ihre drei Söhne füttern die Hunde und helfen der Mutter ab und an, das Essen zuzubereiten. Der Vater starb vor langer Zeit; er kam beim Jagen in einem Schneesturm ums Leben. Der jüngste Sohn, das „kluge Kerlchen“, ist gerade von einem Abenteuer zurückgekommen und

und ich hab dann den Deutschen erklärt, dass bei uns aput der Schnee am Boden ist; dass qana fallender Schnee ist, pigsipord Schneewehen, mentlana rosa Schnee und suletlana grüner Schnee. Und dass kiln Schnee ist, an den man sich erinnern kann, und naklin Schnee, den man vergessen hat, und so weiter. Die Deutschen fanden das sehr interessant und haben mich gefragt, was ‚erinnerter‘ Schnee sei und was denn ‚vergessener‘ Schnee sein soll. Da hab ich ihnen erklärt, dass man sich ja nicht an jeden Schnee erinnern kann, den man sieht und dass man sich im Leben eigentlich nur an bestimmten Schnee erinnert. Zum Beispiel werde ich den Schnee, der auf unseren toten Vater gefallen ist – motela – nie vergessen ...

erzählt nun seiner Familie davon:

„... und ich hab dann den Deutschen erklärt, dass bei uns aput der Schnee am Boden ist; dass qana fallender Schnee ist, pigsipord Schneewehen, mentlana rosa Schnee und suletlana grüner Schnee. Und dass kiln Schnee ist, an den man sich erinnern kann, und naklin Schnee, den man vergessen hat, und so weiter. Die Deutschen fanden das sehr interessant und haben mich gefragt, was „erinnerter“ Schnee sei und was denn „vergessener“ Schnee sein soll. Da hab ich ihnen erklärt, dass man sich ja nicht an jeden Schnee erinnern kann, den man sieht und dass man sich im Leben eigentlich nur an bestimmten Schnee erinnert. Zum Beispiel werde ich den Schnee, der auf unseren toten Vater gefallen ist — motela — nie vergessen ...”

Übersetzt von Rebecca DeWald



Oisín McGann

REFLEXIONEN DER SCHRIFTSTELLER

DANACH



Xiaolu Guo, London

Eine in London lebende, kanadische Autorin kritisierte mich, weil ich mich für ein Klimawandelprojekt engagiere und dafür um die Welt fliege. Sie hielt dies für scheinheilig und inakzeptabel. Natürlich hat sie teilweise Recht und dies ist mir auch vollkommen bewusst. Was sie über mich sagte, trifft jedoch nicht den Kern des Problems. Wenn ich zum Beispiel nicht an dem Projekt teilgenommen hätte, hätte ich trotzdem einen enormen, ökologischen Fußabdruck verursacht (wahrscheinlich wäre dieser sogar noch größer gewesen als der, den ich tatsächlich verursacht habe), indem ich zu meiner Familie in China geflogen wäre und in der Nebensaison zur Familie meines Lebensgefährten in Australien. Ich möchte nicht versuchen, mich hier herauszureden, sondern das zentrale Problem der Welt, in der wir leben, ansprechen. Das Problem mit dem Klimawandel ist das Problem unserer weltweiten Wirtschaftsstruktur. Die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer größer. Sowohl ich als auch diese kanadische Autorin gehören zu den Menschen, die in dieser globalen Welt einigermaßen zurechtkommen — wir steigen ins Flugzeug, um Familienmitglieder zu besuchen oder als Teil unserer Arbeit und fliegen auch im Urlaub von einem Ort zum anderen. Anderen Einwanderern hingegen bleibt nur die Überfahrt mit einem Schiff oder sie riskieren ihr Leben in einem Schiffscontainer und hoffen darauf, in einem „besseren“ Land anzukommen. Viele überleben diese Reise nicht. Wir Menschen leben in einer Welt, in der sich das Leben immer „woanders abzuspielen“ scheint, und das Gras immer dort grüner wirkt, wo man gerade nicht ist. In Zeiten der Globalisierung werden wir alle darin bestärkt, so zu leben: arme Menschen möchten immer noch reich werden und träumen von einem Leben im Luxus. Dies ist die Krankheit unserer Zeit. Wie nannte man das noch? Anthropozän.

Vielleicht ist es für eine kanadische Autorin nichts Besonderes, da sie bereits in den letzten 15 Jahren von Naomi Klein aufgeklärt wurde. Aber jemand wie ich hätte ohne die Teilnahme am Wetterstationen-Projekt niemals miterlebt, wie ein Dorf in Irland seine ländliche Lebensweise gegen sich immer weiter ausbreitende urbane

Industriellandschaften verteidigt. Ich konnte dadurch darüber schreiben und anderen Menschen die Geschichten dieser Menschen näher bringen. Dasselbe gilt für mein Verständnis wie saurer Regen und steigende Meerestemperaturen die Korallen des Great Barrier Reefs in Australien zerstören. Als ich die grauen Skelette der toten Korallen im Meer sah und berührte, musste ich einfach darüber schreiben. Aufgrund dieser Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten wurde mir bewusst, dass wir eigentlich nicht genug über unsere Umwelt wissen und darüber, was einzelne Arten zum Überleben benötigen. Durch dieses Unwissen lassen wir unserem menschlichen Ego freien Lauf, sich unsere Erde komplett zu unterwerfen. Schon im frühen Grundschulalter sollten Kinder etwas über den Klimawandel lernen. Ich bin überzeugt davon, dass die nächste Generation unsere beste Hoffnung ist. Sie ist auch gleichzeitig unsere einzige Hoffnung. Ich bin dankbar dafür, von einer Organisation wie dem Free Word Centre als Gastschriftstellerin für dieses Projekt ausgewählt worden zu sein, obwohl ich dafür in ein Flugzeug steigen musste. Fast alles hat eine positive und eine negative Seite. Es hängt immer davon ab, was man als Mensch aus seiner Erfahrung macht, in welchem Bereich auch immer man selbst tätig ist und lebt. Was ich persönlich am schwierigsten fand, war es, die wissenschaftliche Sprache in die Sprache der Literatur zu übersetzen, was beim Schreiben und bei öffentlichen Vorträgen notwendig ist. Ich hoffe also, dass diese verbitterte kanadische Autorin meine Berichte von diesen Reisen lesen wird, falls sie nicht zu sehr damit beschäftigt ist, das Ende der Natur zu bejammern. Jetzt endet das Wetterstationen-Projekt nach fast zwei Jahren. Ich habe jedoch das Gefühl, dass ich bisher nur die Oberfläche des Ganzen angekratzt habe. Das Erzählen hat gerade erst begonnen und wir sind bestimmt noch nicht am Ende der Weltgeschichte angelangt.

Übersetzt von Gisela Böhmisch

10 DINGE, DIE ICH GELERNT HABE, ALS ICH GEGEN DIE GLOBALE ERWÄRMUNG KÄMPFTE



Jaś Kapela, Warschau

Es lässt sich nicht alles aufzählen, was ich gelernt und verstanden habe, und was mir das Projekt „Wetterstationen“ gegeben hat, aber ich versuche, die zehn wichtigsten Dinge auszuwählen:

1. Ich habe mich daran erinnert, was für ein wichtiges Thema die globale Erwärmung ist und warum es die meisten Leute trotzdem kaum berührt. Oder doch, aber nicht in dem Maße, wie es sollte. Dennoch sitzt es immerhin in ihnen irgendwo und rührt sie irgendwie an.
2. Ich habe gelernt, die Trinkflasche überall hin mitzunehmen und auch, dass sie vor dem Betreten des Flugzeugs ausgetrunken werden muss. Sie kann jedoch gleich danach in der Toilette mit Leitungswasser wieder gefüllt werden.
3. Leitungswasser schmeckt gut und ist gesund, trotzdem ziehen die meisten Menschen es vor, Flaschenwasser zu kaufen, das 2000 mal teurer ist und zudem den Planeten mit unvorstellbarer Menge Plastik zumüllt. Dazu gibt es [einen hübschen Film](#).
4. Es gibt so viel Plastik in der Welt, dass [ein Großer Pazifischer Müllfleck entstanden ist](#), über den [ein schöner Film Plastic Paradise](#) entstand. Vom Plastik ernähren sich Albatrosse, was man auf den [Fotos von Chris Jordan aus Midway sehen kann](#), und sie verrecken schließlich daran. Fischen geht es im Übrigen ähnlich. Die Population vieler Fischarten ist in den letzten vierzig Jahren um 90 % gesunken. Und das Essen von Fischen, die Plastik fressen, kann zu verschiedenen Krankheiten führen, wie zum Beispiel Krebs.
5. Industriefarmen sehen auf Satellitenbildern schöner als Gemälde von Salvadore Dali aus. Und sie sind erschreckender. Kein Wunder also, dass der Konzeptkünstler

Mishka Henner sie in Galerien ausstellt, [man kann sie sich aber auch auf seiner Homepage ansehen](#).

6. Das Essen von Fleisch tötet den Planeten. Die Fleischindustrie hat 18 % Treibhausgasemission zu verantworten, mehr als der Transport. Um das Futter für die Tiere zu gewinnen, werden Wälder abgeholzt und an ihre Stelle GVO-Monokulturen angebaut. Diese werden mit Pestiziden zugespritzt, was den Tod von Millionen Insekten und Vögel verursacht. Dabei steigt der Fleischkonsum weiter.
7. In den letzten Jahren hat sich die Population wild lebender Tiere um 50 % zurückgebildet, dafür ist die Population der Tiere in Käfighaltung, die in ihrem Leben nie Sonne gesehen haben, nie Erde berührt haben, angestiegen. Wir organisieren den Tieren so ein kleines Auschwitz, nur flächendeckend angelegt. Zudem spritzen wir sie mit Antibiotika voll, was zur Folge hat, dass diese bei uns bald aufhören werden zu wirken.
8. Manchmal muss man fliegen, auch wenn es nicht mit unseren tiefsten Überzeugungen zu vereinbaren ist. [Dabei glauben manche, dass man nicht fliegen muss](#). Und ich bin mit ihnen einverstanden.
9. Ich bin toll, klug und inspirierend. Sogar bei Auftritten in London und Berlin. Obwohl ich endlich ordentlich Englisch lernen muss. Oder vielleicht muss ich es nicht? Wenn es doch so viele ausgezeichnete Dolmetscher gibt. Vielleicht sollte man ihnen die Arbeit nicht wegnehmen. Übrigens ist die auf Polnisch gelesene Poesie wunderschön. Wir sollten sie uns vielleicht auf Polnisch anhören.
10. Alles ist möglich. Und obwohl ich bis jetzt noch nicht weiß, wie ich über die globale Erwärmung schreiben soll, um die Eigentümer von Firmen zu erreichen, die unseren Planeten vergiften und die von ihnen bezahlten Politiker, wird mir vielleicht noch eine Idee kommen. Im Übrigen – soweit ich weiß – verstehen sie es jetzt schon. Aber wir üben immer noch keinen ausreichenden Druck auf sie aus, also lohnt es sich, darüber zu schreiben und die Sachlage zu verändern.

Übersetzt von Małgorzata A. Bartula

SICH EINEN DRECK DARUM SCHEREN? VIELLEICHT BESSER DOCH NICHT ...



Oisín McGann, Tallaght

Wenn man bedenkt, dass alle vom Wetter reden, dass es ein Interesse ist, welches die Menschen auf der ganzen Welt teilen, dann könnte man leicht annehmen, dass das Klima uns allen am Herzen liegt. Seltsamerweise ist dies nicht der Fall. Ganz offen gesagt, scheren sich die meisten von uns, wenn wir ehrlich sind, in der Regel einen Dreck darum.

Als ich von Tony und Tori eingeladen wurde, Gastschriftsteller beim Weather Stations-Projekt zu sein, glaubte ich, mich für jemanden ohne wissenschaftlichen Hintergrund ausreichend mit dem Thema auszukennen. Es war faszinierend, die anderen Autoren zu treffen und zu entdecken, wie verschieden wir alle waren, nicht nur in der Art der Arbeit, die wir produzierten, sondern auch in unserer Einstellung zum Thema.

Aber mein Wissen reichte bei Weitem nicht aus, um über die wohl wichtigste Herausforderung an unsere Zivilisation zu schreiben — oder Cartoons zu zeichnen. Ich sah dieses Projekt als Mittel dazu, mein Wissen zu erweitern, die verschiedenen Facetten des Themas zu erkunden und, na ja. . . herauszufinden, was eigentlich los war.

Vor allem wollte ich wissen, warum wir, als Gesellschaft, uns nicht genug darum kümmern. Das hat mich *fasziniert*.

Teil des Projekts war es, Leute aus den entsprechenden Fachgebieten kennenzulernen. Immer, wenn ich jemanden traf, der mehr über Klimawandel wusste als ich, stellte ich die folgende Frage:

„Wenn ich jemand wäre, dem das Wissen oder die Perspektive fehlte, um die Bedrohung durch den Klimawandel zu verstehen, könnten Sie mir sagen, warum ich mich interessieren sollte?“

Die beste Antwort kam von Professor John Sweeney von der Nationalen Universität von Irland in Maynooth. Seine Antwort lautete: „Weniger Land, weniger Nahrung, mehr Konflikte.“

In den meisten Fällen reichten die Reaktionen auf die Frage von Betroffenheit bis

Empörung und schlossen das Verdrehen der Augen ob der kurzsichtigen oder von Natur aus selbstsüchtigen Natur des Menschen ein. Oft war Ungeduld die Haltung von Leuten, die die Bedrohung verstanden und würdigten — eine lang gelittene Frustration darüber, dass noch irgendjemand überzeugt zu werden brauchte. Da die Welt der Wissenschaft uns bereits die Informationen geliefert hatte, die kalten, harten Fakten, herrschte ein Gefühl vor, dass es keiner weiteren Motivation bedürfe.

Ich erkannte, dass eine große, grundlegende Kluft besteht zwischen denen, die das Problem gut genug verstehen und denjenigen, die erreicht werden müssen. Die Experten glauben, dass das Präsentieren von Tatsachen genüge und dass es jetzt an den Uneingeweihten sei, vorzutreten und an Bord zu kommen. Den Uneingeweihten aber, die bereits genug am Hals haben, muss erst noch ein ausreichender Grund gegeben werden, damit sie Anteil am Problem nehmen.

Ich erkannte diese Lücke im Verständnis. Schriftsteller begegnen dieser Lücke zwischen uns und unseren Lesern ständig.

Dies, entschied ich, war, worum es bei unserem Projekt ging — eine Meinung, die Tony und Tori glücklicherweise teilten. Menschen sind nicht vernünftige Wesen; wir sind emotionale Wesen, die gelegentlich rational handeln. Daten über geographische Anomalien hatten nie eine Chance, die Menschen zum Umdenken darüber zu bewegen, wie wir unser Klima beeinflussen. Diese fernen, theoretischen Dinge können uns nicht davon überzeugen, uns einen Dreck zu scheren.

Andererseits ist Empathie schon immer eine unserer stärksten Antriebskräfte gewesen. Ein wichtiges Element in jeder Geschichte und in der Schaffung von Romanfiguren, ist sie auch der Schlüssel zur Arbeit mit jungen Leuten, die ihr Leben im Jetzt leben und in der unmittelbaren Zukunft. Wie man Empathie allein mit Worten schafft und wie man Emotionen hervorruft, waren Schwerpunkt meiner Workshops mit den Schülern. Es ging darum, die überzeugenden Elemente im Alltag zu finden und sie auf größere, dramatische Ideen und abstraktere Themen zu beziehen.

Das Leben ist schwierig, anstrengend und anspruchsvoll. Es ist nicht natürlich, nach weiteren Dingen zu suchen, um die wir uns sorgen sollen. Ihr kümmert euch nicht um Überschwemmungen, bis sie eure Straße heimsuchen. Ihr kümmert euch nicht um die Dürre, bis ihr nicht mehr genügend Wasser habt, um eure Toilette zu spülen. Wenn wir uns allerdings erfolgreich vorstellen können, wie unser Wetter unser tägliches Leben beeinflussen könnte, dann lässt sich die Bedrohung durch Klimawandel besser fühlen. Das ist nicht Selbstsucht — es ist einfach unser angeborenes Bedürfnis nach Perspektive und Einfühlungsvermögen. Diese können in der Literatur, in der Poesie, nachgebildet werden, denn so gestaltet unser Gehirn Modelle von Lebenserfahrung, gerade so, wie Klimatologen Modelle von Wettermustern gestalten, um zu versuchen, das in unseren Köpfen zu schaffen, was wir noch nicht wissen oder um vorherzusagen, was in der Zukunft passieren wird.

Und man erreicht dies meistens mit Emotionen und Erfahrungen, selten mit Tatsachen. Ich glaube, dass die Erforschung dieses Konzeptes unser Ziel gewesen ist und das Mittel, mit dem wir den Erfolg des Weather Station-Projekts messen sollten.

Übersetzt von Christine O'Neill

Ob in Dublin, London, Melbourne, Potsdam oder Sidney, ich konnte es überall in den Gesichtern der Meeres-, Wolken- und Klimaforscher, mit denen wir uns unterhielten, beobachten: wie verblüfft viele von ihnen darüber waren, Leuten gegenüberzusitzen, für die Sprache tatsächlich von Grund auf etwas anderes bedeutet.

DIE WAHRSCHEINLICH LETZTE CHANCE ZU INNIGEREM MITEINANDER SELBSTINTERVIEW

— • • — • • — • • —

Mirko Bonné, Berlin

In den Spiegel hineingefragt, und sei es auch der Spiegel der Sprache, rechne ich nach und stelle fest, dass du inzwischen seit über fünfzehn Monaten einer von fünf Autoren des Weather Stations-Projekts bist. Hat sich dein Blick auf die Welt dadurch verändert, selbst eine Wetterstation zu sein? Jeden Morgen gilt mein erster Blick aus dem Fenster dem Wetter, dem Himmel, den Wolken und Bäumen — Bäume: die uns den Wind lesen lassen. Vor anderthalb Jahren hätten mich Meldungen von einem Tornado in Mecklenburg-Vorpommern zwar gewundert, ich hätte sie aber nicht auf meine Tätigkeit bezogen und mir Dinge notiert, die der Bürgermeister von Bützow sagt — Dinge übrigens, wie ich sie auf ganz ähnliche Weise auch in australischen Regionen gehört habe, die schon seit Jahrzehnten mit Wetterextremen leben.

Dem Weather Stations-Projekt geht es um Sensibilisierung. Für dich doch eigentlich ein alter Hut. Der Klimawandel passt ja sehr gut in unsere Welt von heute. Keiner kümmert sich um etwas, das nicht verstanden oder nicht verbraucht werden kann. Nur das zählt, was von Nutzen ist — und zwar bitte für mich. In meiner Jugend während der Kohl-Ära opponierten wir noch müde aber glücklich, etwas zum dagegen-Aufbegehren zu haben, gegen die Wegwerfgesellschaft, ahnten dabei allerdings nicht, dass wir auf unsere moralisch einwandfreie Weise fleißig mitmachten beim Aufbau der Wegwerfwelt, in der wir heute leben. Natürlich ist es dem Schreibenden um Sensibilisierung zu tun. Er darf sich aber vor keine Kutsche spannen lassen, sogar vor diese nicht. Er muss sein eigenes Pferd bleiben, zur Not ein Grubenpferd, am besten aber Pferd und Reiter in einem. Der Klimawandel ist insofern für mich ein sprachliches Problem, denn es geht mir um das Überprüfen von Möglichkeiten seiner literarischen Darstell- und Vermittelbarkeit. Das Weather Stations-Projekt hat mich an sprachliche Felder herangeführt, auf die ich mich sonst nie begeben hätte. Ich saß an der Chowder Bay in Sidney mit zwei Meeresforscherinnen zusammen und ließ mir von ihnen erklären, wie es ist, durch einen Kelpalgenwald zu tauchen.

Sie [die Sprache] ist in meinen Augen das lebensnotwendige Bindegewebe, dasjenige, was mich mit allem und allen anderen, unsere Welt von heute mit der vergangenen Welt der Toten und der zukünftigen der ungeborenen Enkel verbindet. Sprache ist die einzige Parallelwelt, deren Existenz ich nicht bestreite. MIRKO BONNÉ, BERLIN

Ich lese über die politischen und wissenschaftlichen Aspekte des Klimawandels, so viel ich kann. Ich spreche mit so vielen Leuten wie möglich über das Thema. Ich kam als Autor und Pädagoge zu diesem Projekt. Und dennoch ist mein Interesse nicht an der Macht der Sprache, sondern an ihren Beschränkungen stetig gewachsen. Der Planet ist gewaltiger, als alle Worte oder Erzählungen, die die Menschen ihm zuschreiben. TONY BIRCH, MELBOURNE

Hör auf zu schweigen und erhebe deine Stimme für die wichtigsten Dinge.“ ANAS AHMADZAI, ARTS AND MEDIA SCHOOL, ISLINGTON, LONDON

Können Schriftsteller dazu beitragen, dass die komplexen und mannigfachen Anforderungen, die der so genannte Klimawandel und seine Folgen der Welt von heute abverlangt, transparenter werden — würdest du zustimmen, dass es darum geht?

Im Laufe des Projekts habe ich für mich festgestellt — und war sehr überrascht —, wie sehr doch auch hier alles vom Einzelnen abhängt. Ich würde sogar behaupten, dass der Klimawandel kein Problem der Menschheit ist, sondern jeden einzelnen für sich betrifft. Ob in Dublin, London, Melbourne, Potsdam oder Sidney, ich konnte es überall in den Gesichtern der Meeres-, Wolken- und Klimaforscher, mit denen wir uns unterhielten, beobachten: wie verblüfft viele von ihnen darüber waren, Leuten gegenüberzusitzen, für die Sprache tatsächlich von Grund auf etwas anderes bedeutet.

Für einen Schriftsteller, zumal einen Dichter, ist es schwer, allein abstrakt und in grundsätzlichen Begriffen über Sprache und Schreiben zu sprechen. Das Weather Stations-Projekt als Engführung?

Man darf den fruchtbaren Zweifel nicht aufgeben, nur weil das Problem absolut dringlich scheint. Absurd, die Forderung, Verwerfungen und Zweifel, die poetische Gemüter seit Jahrhunderten zu vermitteln versuchen, ausklammern zu sollen, sobald es um vermeintlich eindeutige, angeblich nur wissenschaftlich dingfest zu machende Konflikte geht.

In mehreren Podiumsdiskussionen sagtest du, die Klimawandeldebatte drehe sich in deinen Augen um einen Konflikt, der allerdings als solcher nicht erkannt oder aber verschwiegen werde.

Der Konflikt ist ein tiefgreifender, und er ist kaum in Worte zu fassen. Ich betrachte die durch die Klimaveränderungen gezeitigten Folgen als Äußerungen einer Welt, die ihre menschlichen Bewohner in deren Schranken zurückzuweisen versucht. Es ist ein aus den Fugen geratener Dialog, ein uralter Konflikt, der nun eskaliert. Der Mensch gegen die Natur — und natürlich auch umgekehrt. Die Angst vieler Leute davor, sich mit dem Thema überhaupt zu beschäftigen, dürfte hier wurzeln. Allerdings ist für mich auch in dieser Auseinandersetzung zunächst nur das Sprachliche von Bedeutung.

Weil du ein Schreibender bist, kein Rechner, kein Redner. Könntest du eine Annäherung an deine Ansätze formulieren?

Ich versuche, jede Theorie zu vermeiden. John Keats sagte, jedes philosophische Axiom müsse am Puls überprüft werden. Und Günter Eich meinte, zu schreiben, das bedeute, die Welt als Sprache zu sehen. Sie zu vermitteln, die Dramatik des Klimawandels — ich sage lieber: der Klimazerstörung —, ist, meine ich, auch ein Problem der Genauigkeit. Die Wissenschaft nimmt für sich in Anspruch, mit einer möglichst genauen Sprache zu operieren. Für mich als Dichter ist Sprache dagegen weit mehr als bloß ein Datenvehikel oder Bedeutungs-Tool. Sie ist sinnliches, also spürbares, geschichtliches, also erzählendes Medium. Sie selbst ist die Vermittlerin. Und ist stets auch ein manipulierbares Ungeheuer! Ich kann das Wort „total“ nicht hören oder lesen, ohne an die verbrecherische Demagogie eines Goebbels zu denken. Sprache ist für mich so wenig Instrument wie Magie. Sie ist in meinen Augen das lebensnotwendige Bindegewebe, dasjenige, was mich mit allem und allen anderen, unsere Welt von heute mit der vergangenen Welt der Toten und der zukünftigen der ungeborenen Enkel verbindet. Sprache ist die einzige Parallelwelt, deren Existenz ich nicht bestreite. Die wundervolle Alltagspoesie so vieler Texte meines Melbournen Weather Stations-Kollegen Tony Birch sprechen immer wieder genau davon: Was hat mein Leben, was hat das Leben der Leute von heute zu tun mit den Erzählungen der Menschen von früher, die noch das Land zu lesen verstanden und nicht aus lauter Angst und Unsicherheit alles zubetonieren und zu Klump hauen mussten?

Welche Erfahrung war die wichtigste für dich in diesen Monaten als Wetterstation?

Am schönsten war es immer dann, wenn die Leute zu erzählen anfangen. Das Wetter früher und das Wetter heute. Das Wetter, wie mein Großvater es geschildert hat, das Wetter, als ich noch ein Mädchen war. Ein Schüler in Tallaght bei Dublin erzählte mir, wie er das Haus seiner Großeltern habe wegschwimmen sehen, als im Sommer 2014 die schweren Unwetter Irland heimsuchten. Es war ergreifend, im Süden von Melbourne das Yarra-Tal zu besuchen und mit den Leuten über die Buschbrände zu sprechen, die dort ganze Landstriche verwüstet haben. Die Liebe der Leute zu ihrem Leben und ihren Geschichten wurde oft sehr lebendig in diesen Monaten. Auch das haben wir, meine ich, einer Sprache zu verdanken, die auf Unschärfe setzt statt auf Genauigkeit. Ich glaube deshalb, dass der Klimawandel eine Chance bedeutet, die wahrscheinlich letzte Chance zu innigerem Miteinander.

WIE SCHWER WIEGT EIN WORT?



Tony Birch, Melbourne

Als ich mit der Arbeit am „Weather Stations“-Projekt begann, war meine Hauptsorge, die von einigen anderen AutorInnen im Projekt geteilt wurde, die Frage — spielt Schreiben eine Rolle? Oder, um genauer zu sein, werden unsere Einbindung in das Projekt und die Worte, die wir zusammenfügen, sich irgendwie darauf auswirken, wie die Menschen auf das Problem des Klimawandels reagieren? Ich war überrascht, wie schnell ich aufhörte, mir diese Frage zu stellen, und wie unwichtig sie mir war. Es lag nicht daran, dass mir das Schreiben selbst gleichgültig gewesen wäre. Ich nehme mein Schreiben ebenso wie mein Lesen sehr ernst. Sicher, Schreiben liegt mir am Herzen. Aber in welchem Maße es jemand anderen zum Nachdenken, zum Sich-Verändern, zum Handeln bringen kann, ist schwer zu sagen. Es zu erwarten, ist außerdem ein Stück weit selbstgerecht. Das Projekt veränderte sich für mich enorm, als ich begann, mit den darin engagierten jungen Menschen zusammenzuarbeiten. Ob sie aus Footscray in Australien, aus Berlin, aus Dublin, aus London oder aus Hel an der Ostsee kamen, alle Schülerinnen und Schüler, die ich traf und mit denen ich sprach, lenkten meine Aufmerksamkeit auf etwas Neues und hatten einen tiefgreifenden Einfluss darauf, wie ich in Zukunft mit dem so zentralen Problem des Klimawandels umzugehen gedenke.

Ältere Jahrgänge kritisieren häufig die heutigen Teenager. Wegen ihres scheinbaren Desinteresses und ihrer Selbstfixierung nennen wir sie die „Null-Bock-Generation“. Es stimmt, dass sie liebend gerne „Selfies“ machen und mehr Zeit mit ihren Telefonen als mit dem Kopf in einer Zeitung verbringen. Aber sie sind auch jung, tatkräftig und voller neuer Ideen. Und sie haben uns nicht in die Situation gebracht, in der wir uns heute befinden. Wir schulden es den jungen Leuten nicht nur, Verantwortung für die Schäden zu übernehmen, die wir unserem Planeten zufügen, sondern wir schulden ihnen auch die Chance, die Stimme der jungen Generation hervorzubringen — eine Stimme, die uns auch einen Weg nach vorne weisen wird. Meine Erinnerungen an die Teenager, mit denen ich zusammengearbeitet habe, werden mir erhalten bleiben. In einem Land wie Australien, in dem es schwierig ist, Politiker mit echter Integrität zu finden, wenn es

Wir schulden es den jungen Leuten nicht nur, Verantwortung für die Schäden zu übernehmen, die wir unserem Planeten zufügen, sondern wir schulden ihnen auch die Chance, die Stimme der jungen Generation hervorzubringen – eine Stimme, die uns auch einen Weg nach vorne weisen wird.

darum geht, dem Klimawandel ernsthaft etwas entgegen zu setzen, sind junge Menschen meine Hoffnung. Keines der Kids, mit denen ich gearbeitet habe, kam aus einer reichen Schule. Viele von ihnen stammten aus Milieus und Familien, die es wirtschaftlich schwer haben. In Ländern wie Irland, wo die globale Finanzkrise einschlug wie ein wirtschaftlicher Tsunami, wurden viele Menschen an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Und dennoch sprühten die Teenager, die ich in aller Welt traf, nicht nur vor Wut, sondern auch vor Enthusiasmus. Ich denke, ein Teil dieser Wut richtet sich zu Recht an diejenigen, die diesen Kids vorausgingen; eine Generation, mich selbst eingeschlossen, die zu lange die Hände in den Schoß gelegt und nichts oder wenig getan hat. Und dennoch ist ihr Enthusiasmus nicht ohne Vertrauen — ein Vertrauen in Eltern, in Lehrer, sogar in Schriftsteller! Sie haben uns nicht aufgegeben und wollen, dass wir mit ihnen zusammenarbeiten. Die jungen Menschen, die ich im letzten Jahr und darüber hinaus kennenlernen durfte, haben bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ich beschloss, dass ich als Schriftsteller, Forscher und Pädagoge im Bereich Klimawandel viel mehr tun muss. Ich befinde mich nun in einer glücklichen Lage. Ab Juli dieses Jahres werde ich als Senior Research Fellow an der Victoria University in Melbourne ein über fünf Jahre gehendes Projekt zum Thema Klimawandel und Indigenes Wissen beginnen. Für diese Chance habe ich dem „Weather Stations“-Projekt, dem Wheeler Centre in Melbourne und einem Haufen Teenager in aller Welt zu danken.

Übersetzt von Elisabeth Meister

KLIMAWANDEL SCHREIBEN: AUSSENSTATIONEN

Die nachfolgenden Texte sind eine Auswahl der Beiträge, die Schüler im Alter von 14 bis 16 Jahren an acht Schulen in fünf Ländern, den teilnehmenden „WetterAußenstationen“, geschrieben haben. Während der achtzehn Monate arbeiteten sie mit den Gastschriftstellern zusammen und das Ergebnis sind die vorliegenden Gedichte, Reflexionen und Geschichten. Für viele von ihnen war dies die erste Erfahrung mit kreativem Schreiben.

Die Erde schreit um Hilfe.
Die Haut brennt wie nie zuvor
und die Risse sind ausgetrocknet, als ob die Oberfläche
zu Glas geworden wäre.

WASSER GIBT ES NIE GENUG



Rita Paz
Arts and Media School, Islington, London

Die Erde schreit um Hilfe.

Die Haut brennt wie nie zuvor
und die Risse sind ausgetrocknet, als ob die Oberfläche
zu Glas geworden wäre.

Ein falscher Schritt bringt diese Haut zu Bruch.

Fischschwärmen bekommt die Dunkelheit nicht.

Wir führen uns auf, als ob unsere Erde kein Richtig und kein Falsch kennt.

Doch ist da eine Lösung für ihren Verfall?

Werden wir Rettung finden oder es einfach nicht verstehen, bis
bis ...

bis es zu spät ist.

Sind wir wirklich so schlau, wie wir meinen?

Kann das Gehirn erfassen, dass ein Planet ohne Planeten nicht erforschbar ist?

Sollten wir weiter das Weltall nach WASSER absuchen oder doch lieber dieses EINE
RETTEN, das uns noch BLEIBT?

ÜBERLEG'S DIR GUT.

Übersetzt von Rebecca DeWald

DAHAB, ÄGYPTEN

EIN TAG AM RIFF DES BLUE HOLE – AUS DER PERSPEKTIVE EINES FISCHES



Silke Müller
Romain-Rolland-Gymnasium, Berlin

Am Morgen wurde ich von einer Plastiktüte geweckt, die den Eingang zu meiner Spalte verdeckte. Ich verbringe eigentlich jede Nacht in diesem kleinen Zwischenraum im Riff. Vor einigen Wochen noch, da wohnte ich in einem größeren Spalt etwas weiter nördlich, doch der wurde leider von Tauchern zerstört. Viele Häuser von meinen Freunden wurden ebenfalls von Luftflaschen und Flossen zerstört. Die Anzahl an freien, bewohnbaren Spalten fängt langsam an abzunehmen...

Doch zurück zur Plastiktüte. Plastiktüten am Morgen bedeuten eines von zwei Dingen: eine starke Strömung, die das Plastik von anderen Teilen des Roten Meeres zu unserem Riff trägt oder ein kräftiger Wind an der Wasseroberfläche, der den Müll aus den Straßen Dahabs ins Meer weht. Dahab ist nicht gerade die sauberste Stadt. Es ist nicht ganz so schlimm, wie an einigen anderen Orten, von denen ich gehört habe, jedoch ist die Präsenz von Müll allgegenwärtig. Wind spielt eine wichtige Rolle in den Leben der Menschen hier. Wenn es windig ist, dann können die Fischer nicht aufs Meer fahren, weil die Wellen zu hoch für ihre kleinen Boote sind, Taucher können nicht jeden Tauchplatz anfahren, weil der Einstieg bei hohem Wellengang oft zu schwierig ist und die Händler auf den Straßen müssen ihrer Ware hinterherlaufen. Nur die Kitesurfer auf ihren Boards freuen sich über den Wind. Hier an diesem Riff trifft man allerdings nicht so viele Surfer an. Die bleiben normalerweise näher an ihren Hotels. Das Blue Hole — mein Zuhause — ist ungefähr dreißig Minuten von Dahab entfernt und wird auf der einen Seite vom Sinaigebirge und auf der anderen vom Meer eingefasst. Obwohl es der gefährlichste Tauchplatz der Welt ist und hier mehrere Personen jedes Jahr sterben, gibt es sehr viel Tauch- und Schnorchelaktivität. Die Taucher stören mich nicht wirklich, solange sie sich vom Riff fernhalten und nichts außer Luftblasen zurücklassen.

Wie schon erwähnt, hat der Tag sehr windig begonnen. Man kann die Brandung unter Wasser spüren und viele von meinen planktonfressenden Freunden lieben dieses Wetter. Der Wellengang und die Strömung tragen Nährstoffe näher ans Riff und sie haben wieder neue Nahrung. Ich selbst fresse Korallen, aber da diese sich ja auch von

Plankton ernähren, freue ich mich ab und zu über ein bisschen Wind. Der Wind bedeutet allerdings auch mehr Taucher am Blue Hole. Der Einstieg zum Riff ist geschützt vom Meer und nicht dem Wetter ausgesetzt, was es zu einem der einzigen bei diesen Windbedingungen zugänglichen Tauchplätze in der Gegend macht. Meistens halten die Taucher Abstand und schwimmen nur an uns vorüber. Manche von ihnen schrammen jedoch an die Korallen und zerstören diese so. Taucher mit mehreren Flaschen sind die schlimmsten, da sie mit den Flaschen am Bauch das Riff zerstören. Drei Freunde haben auf diese Weise schon ihr Haus verloren.

Um die Mittagszeit herum, entschied sich die Sonne herauszukommen und der Wind legte sich ein wenig. Die Auswirkungen der windigen Nacht konnte man trotzdem noch sehen: Plastiktüten, leere Dosen und Teppiche trieben durch das Wasser. Die Sonne beschien das Plastik, was über unserem Riff schwebte und versuchte Schönheit in diesen traurigen Anblick zu bringen. Obwohl das reflektierende Licht dem Müll etwas fast Magisches verlieh, weiß ich, dass Plastik in Wirklichkeit nichts Magisches an sich hat. Wahrscheinlich wird es in den nächsten paar Wochen einen meiner Freunde umbringen.

Nach einem kurzen Sonnenintervall, begann der Wind wieder über das Meer zu fegen. Es war ungefähr 15 Uhr, Zeit für die Reef-Checker. Die Reef-Checker sind eine Gruppe von Tauchern, die jedes Jahr an unser Riff zurückkehren und sich Notizen über seine Gesundheit machen. Sie legen eine Schnur über das Riff und nehmen alles in einem bestimmten Abstand zu dieser Schnur auf: die Anzahl und Spezies der Fische, den Untergrund, die Invertebraten, die Anzahl an zerstörten Korallen usw. Angeblich helfen die Daten, die sie hier sammeln, den Menschen die Riffe der Welt besser zu verstehen. Sie wollen die Entwicklungen über die Jahre kennenlernen und Gründe für Probleme finden. Ich bin nicht der Meinung, man müsse lange nach der Antwort suchen. Das Grundübel all unserer Probleme sind die Menschen. Wir kommen mit Stürmen, Sintfluten und Dornenkronenausbrüchen klar. Wovon wir uns nicht wieder erholen können sind Taucher, die mit ihren Flossen den Sand aufwirbeln, der sich dann auf die Korallen legt und diese erstickt und das Plastik, was Jahre braucht um sich zu zersetzen. Selbst dann verschwindet das Plastik nicht einfach auf magische Weise. Es ist immer noch vorhanden. Man kann es nur nicht mehr mit dem bloßen Auge sehen. Meine Freundin die Schildkröte hat mir mal vom Großen Pazifikmüllfleck erzählt. Eine riesige Fläche voller Müll der Menschen. Viele ihrer Brüder und Schwester haben ihr Leben gelassen, als sie versucht haben dem Plastikdschungel zu entkommen.

Trotz allem schätze ich die Bemühungen der Reef-Checker. Sie lassen uns wissen, dass wenigstens ein paar Menschen unsere Situation erkannt haben und uns helfen wollen. Heute werden sie mit dem Anblick eines jungen Walhais belohnt. Er ist in die Gegend gekommen, um sich am Plankton satt zu fressen, dass der Wind aufgewühlt hat. Ich sehe die Aufregung und Freude der Taucher und lächle in mich hinein. Wenn sie nur wüssten, was für seltene Tiere sich noch in diesem Riff verstecken.

Der Rest des Tages vergeht ereignislos und ich werde nicht weiter von Tauchern oder Schnorchlern gestört. Einzig die Marmormuräne ein paar Korallen weiter, die mich schon seit Längerem beäugelt, bereitet mir Sorgen. Ich kehre zurück in meine Spalte und weiß, dass es — trotz des Plastiks — ein guter Tag am Riff war.

ALS ICH DAMALS WAR



Madeleine Jolliffe
Arts and Media School, Islington, London

Die Sonne schien auf das eiskristallene Gras.

Die Helligkeit traf auf eisige Luft.

Der Wind schlich sich durch meine Gartentür und lies unsere Körper zittern, ganz als ob der Winter eingebrochen wäre.

Das Gras knirschte wie Herbstlaub; unsere Nachthemden praktisch zu Stein geworden und unsere nackten Füße so kalt wie das Herz der bösen Hexe.

Unsere schnellen Schritte hämmerten auf den Rasen ein und unseren Füßen fehlte jegliches Gefühl.

Bald wurde uns klar, dass Trampolinspringen bei arktischen Temperaturen keine so gute Idee war.

Übersetzt von Rebecca DeWald



Vor mir liegt der Fluss, dessen schimmernde Oberfläche von den gleißenden Strahlen der Sonne erleuchtet wird. Graue, vom tiefen Grün der Algen verfärbte Felsen säumen das Ufer auf beiden Seiten und trennen es vom Land.

BLICK AUF DEN FLUSS



Eliza Lucid
Footscray City College, Melbourne

Meine Schritte hallen beim Überqueren der Brücke auf den hölzernen Planken wider, eine leichte Brise fährt mir durch die Haare und weht mir einzelne Strähnen ins Gesicht. In der Mitte der Brücke bleibe ich stehen, halte mich am roten Geländer fest und betrachte die Landschaft vor mir in allen ihren Einzelheiten. Vor mir liegt der Fluss, dessen schimmernde Oberfläche von den gleißenden Strahlen der Sonne erleuchtet wird. Graue, vom tiefen Grün der Algen verfärbte Felsen säumen das Ufer auf beiden Seiten und trennen es vom Land. Üppiges grünes Gras wogt im Wind, verdunkelt von den Schatten der riesigen Bäume, die hoch über dem Boden aufragen. Spatzen, Elstern, Rosakakadus und Regenbogen-Loris schnellen in der Vegetation umher und stören die Stille mit einem Krawall aus Vogelstimmen. In der Ferne bellt ein Hund, gefolgt von einem quietschenden Kinderlachen, das mir die Brise zuträgt. Plötzlich höre ich, wie mein Name gerufen wird, und weiß, dass es Zeit ist zu gehen. Langsam wende ich mich ab und überquere den Rest der Brücke, in Gedanken noch beim Fluss. Den Fluss, an dem ich aufgewachsen bin. Den Fluss, an dem ich mein Leben lang gewohnt habe. Den Fluss, der so voller Leben ist ... Ich kann nur hoffen, dass das so bleibt.

Übersetzt von Elisabeth Meister

GLOBALE WARNUNG — LYRIK-SLAM DER AUSSENSTATIONEN



Aneta Michniewicz, Damian Trendel
The General Education School Complex, Hel

Globale Erwärmung — wo ist das Warnschild!
Wenn der Planet versinkt und das Eis wegschmilzt,
Wir verbrennen Kohle, fackeln das Erdöl ab.
Lass das Flugzeug doch stehen,
Du bringst Europa sonst ins Grab.

Globale Erwärmung — her mit dem Warnschild!
Die Erde verbrennt — ein erschütterndes Bild.
Ozeane vertrocknen, werden zu Schlamm,
Doch wir trinken Flaschenwasser statt H₂O aus dem Hahn.

Wenn wir zusammenarbeiten — Darauf kannst du wetten —
Können wir vielleicht doch noch die Erde retten,
Filter in Kamine installieren,
über Grenzen hinweg kooperieren.

Mülltrennung, Verwertung ein Weg aus der Sackgasse,
Wir wollen's zusammen versuchen, die Menschheit als Masse!
Übersetzt von SineQuaNon, Ulrike Nichols

ERINNERUNG



Bella Amodeo
Arts and Media School, Islington, London

*Das Meer war für mich immer etwas wunderschönes, ein Ort mit einer wohltuenden Stimmung;
doch jetzt, da sich die Dinge ändern, ist auch das Meer zu einer gefährlichen Waffe geworden, die
Leben nimmt anstatt es zu spenden ...*

Als ich auf meine neue Entdeckung zuing,
hörte ich die hellblauen Wellen,
wie sie gegen den heißen Goldsand prallten.
Als ich mich den Wellen näherte, spürte ich,
wie die brennend heiße Erde immer kälter wurde
und so hielt ich inne und wartete, bis das transparente Wasser meine Zehen kitzelte.
Die brütend heiße Sonne schien mir auf den Rücken
und lies meine Haut krebsrot erglühen.
Das zarte Meer streichelte mich sanft
und die Gänsehaut bedeckte meinen ganzen Körper.
Der Rückgang der Wellen zog mich hinein.
Ich folgte den Wellen und stürzte mich in die Tiefseewelt.
Der Schock des unbekanntes Gefühls feuerte meinen Körper an.
Es überkam mich und ich ließ es zu, um diesen neuen,
magischen Ort zu erkunden, an den ich mich gewagt hatte.
Übersetzt von Rebecca DeWald

Die Sonne will mir etwas sagen,
jetzt, wo ich über sie nachgedacht habe.

SPÄTSOMMERNACHMITTAG



Lukas Hoffman
Sophie-Scholl-Schule, Berlin

Ich schaue auf.
Das Meer, das wir Himmel nennen, ist klar.
Das brennende Licht der Sonne tut meinen Augen weh.
Instinktiv drehe ich meinen Kopf in eine andere Richtung.
Was ich sehe, ist das reflektierende Nachglühen auf der anderen Seite des großen Spiegels.
Mein Gehirn sagt mir, es ist ein guter Tag,
aber es ist ein kalter Tag gewesen.
Die Sonne will mir etwas sagen,
jetzt, wo ich über sie nachgedacht habe.
Aber sie mag nicht, was ich gedacht habe,
und so geht sie, und eine rot und orange Wolke nimmt ihren Platz ein.
Dieses schöne blaue Meer verwandelte sich in eine dunkle, undurchsichtige Hülle.
Alles das geschah innerhalb weniger Minuten.

DAS KLASSENZIMMER



Manuel Plonsky
Romain-Rolland-Gymnasium, Berlin

Ich fahre in den Schulhof hinein und genieße das schöne Wetter, bevor ich mein Rad abschließe, voller Erwartung auf die bevorstehende Englischstunde. Es ist Freitag, ich konnte ausschlafen, weil meine ersten zwei Stunden ausgefallen sind, ich habe mich deswegen auf die vier Stunden in der Schule und das Wochenende danach gefreut. Ich gehe in die Schule rein und grüße ein paar Freunde. In Gedanken versunken, was ich am Wochenende machen werde, gehe ich dann ins Klassenzimmer rein. Sofort merke ich, dass irgendetwas nicht stimmt. Es riecht seltsam, fast wie im Wald. Ich sehe mich um und weiß sofort weswegen. Überall sind Pflanzen, Lianen klettern die Wände hoch, es brechen Wurzeln durch den Fußboden, hier und da liegt Moos, ich kann sogar sehen, wie ein Vogel aus einem gebrochenen Fenster herausfliegt. Ich kann es nicht fassen, ich gehe noch einen Schritt in den Raum hinein und höre wie das Lineal, das ich am Tag zuvor dort vergessen hatte, knackt und kaputtgeht unter meinem Fuß. Ich beuge mich, hebe es auf, und starre mir die Bruchstelle an, die mir sehr echt erscheint.

Ich versuche rational zu denken, mein Gehirn sagt mir, dass es eine logische Erklärung geben muss, ich bin nicht im Traum. Ich gehe wieder aus dem Zimmer und stelle mit Überraschung fest, dass der Flur, der gerade voller Menschen war, nun leer ist und genauso aussieht, wie das Klassenzimmer, das ich gerade verlassen habe, auch hier scheint lange kein Mensch gewesen zu sein.

Dann kommt es mir in den Sinn. Es muss ein Streich sein, nicht einfach von irgendjemandem gemacht, sondern wirklich professionell. Ich schaue nach Kameras, finde aber keine. „Es ist so seltsam“, sage ich mir, als ich auf einmal ein Geräusch höre, das von um die Ecke kommt und nach Singen klingt. Es kommt näher. Da ich nicht weiß, was auf mich zukommt, verstecke ich mich in einer Einbuchtung in der Wand und warte darauf, bis sich die Quelle des Gesangs zeigt. Das Singen kommt immer näher, bis ich schließlich sehe, wie ein alter Mann um die 65 vorbeigeht, der kurze graue Haare und einen Bart wie der Weihnachtsmann hat. Ich beschließe, dass er keine Gefahr darstellt, und trete aus meinem Versteck heraus. Er dreht sich langsam um und mustert mich

von Kopf bis Fuß und umgekehrt, seine Augen etwas verwirrt. Es sagt lediglich: „Keine Schule heute, Junge“, und dreht sich mit einem Lachen um. Sein Lachen über den Witz ist so laut, dass ich mich frage, wann er das letzte Mal überhaupt gelacht hat.

Mir fällt ein, dass er wahrscheinlich meine einzige Hoffnung ist, herauszufinden, was hier vor sich geht, weswegen ich ihm hinterher laufe und frage: „Warum, was geht hier vor, wo sind alle?“ Er läuft einfach weiter und sagt: „Ich weiß nicht, wo sie sind, aber ich weiß schon, dass seit mehr als 25 Jahren kein Schüler mehr in diesem Gebäude war.“

Kurz danach fügt er hinzu, „Na ja, bis auf dich.“

„Das stimmt nicht“, sage ich, „ich war gestern hier.“

Er dreht sich plötzlich um und schaut mich an: „Warte“ sagt er, „ich erinnere mich, du bist doch der Typ, der vor 35 Jahren verschwunden ist“.



MARTIN LUTHER KING JR.: „UNSER LEBEN ENDET AN JENEM TAG, AN DEM WIR ÜBER DIE WICHTIGEN DINGE ZU SCHWEIGEN BEGINNEN.“



Anas Ahmadzai
Arts and Media School, Islington, London

(„Wir müssen über den Klimawandel sprechen, denn er ist echt!“)

Wir sollten keine Angst davor haben, die uns bevorstehende Aufgabe nicht bewältigen zu können. Die Angst vorm Versagen darf keine Ausrede sein, sich vor dem Problem Klimawandel zu verstecken. Wir müssen diese Aufgabe angehen und positiven Wandel bewirken, ehe uns die Entscheidung aus den Händen gleitet. Deshalb bin ich überzeugt, dass wir den Verantwortlichen und allen Menschen der Welt deutlich machen müssen, dass wir den Wandel so schnell wie möglich herbeiführen müssen. Ehe der Meeresspiegel weiter ansteigt; ehe weitere Arten durch Naturkatastrophen aussterben; ehe es zu weitläufigen Waldbränden kommt; ehe wir in den nächsten 50 Jahren oder schon früher mit schweren Dürren und Überschwemmungen zu kämpfen haben; und ehe sich zahllose weitere Katastrophen ereignen, die sich jetzt bereits angekündigt haben!

Übersetzt von Rebecca DeWald

Der Erdzustand ist übel und reicht kaum zum Leben,
Schaltet das Licht aus, sonst wird es keins
mehr geben!

Eiskappen schmelzen, der Meeresspiegel steigt.

Wir geh'n schon beinah unter,

Doch die Regierung schweigt.

Schau auf Statistiken und werde weise

RAMAN'S RAP



Raman Sing
Firhouse Community College, Tallaght

Der Erdzustand ist übel und reicht kaum zum Leben,
Schaltet das Licht aus, sonst wird es keins mehr geben!
Eiskappen schmelzen, der Meeresspiegel steigt. Wir geh'n schon beinah unter,
Doch die Regierung schweigt.
Schau auf Statistiken und werde weise,
Das Denken ändern, sonst versinken wir leise.
Geringere Emissionen sind einfach Tradition ... öffentliche Verkehrsmittel, die neue
Fußgängergeneration!
Die Tage auf Erden bald enden sollen, weil die Menschen sich nicht
Einschränken wollen!
Aber Leute, hört zu, es ist als ob die Zeit rief:
Reduziert, verwendet und verwertet wieder,
Und verneigt euch tief!
Übersetzt von Christine O'Neill

DER REGEN



Alisa Seddon
Firhouse Community College, Tallaght

Als es zu regnen begann, gingen all die kleinen Kinder ins Freie, um zu spielen. Ja, ich weiß, das klingt wahrscheinlich wie der Anfang eines Märchens, und glaubt mir, es sah auch irgendwie so aus, als die Jungen und Mädchen in bunten Regenmänteln und Gummistiefeln gekleidet in den Pfützen spritzten und sie kicherten.

Aber es ist kein Märchen.

Dann fühlte ich es in der Luft. Dass etwas nicht stimmte. Die Wolken hatten den Nachmittagshimmel vollständig bedeckt, und ein seltsamer, dichter Nebel legte sich über alles. Es war auch ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit, was das Spiel im Regen natürlich nur noch attraktiver machte für die Kinder. Aber wirklich, wer könnte es ihnen auch verdenken, nach der schrecklichen Dürre, die wir im vergangenen Sommer hatten.

Der Regen war willkommen.

Als der Herbst dem Winter das Feld räumte, war der Weg mit roten und goldenen Blättern übersät. Dies bedeutete, dass das Dorf von kahlen Bäumen umgeben war, was dem Ort eine unheimliche Atmosphäre verlieh.

Große Pfützen hatten sich bereits auf den gewundenen Wegen gebildet, und sie überschwemmten die meisten Abflüsse und Rinnen. Der Boden war durchtränkt. Es hatte nur zwei Stunden gedauert.

Ich weiß, was ihr denkt. Ihr denkt: „Na und? Es ist ja nur ein bisschen Regen.“ Nun ja, es war nur ein wenig Regen. Es gab nur ein Problem:

Der Regen hörte nicht auf.

Zwei Stunden gingen vorbei, dann drei. Als die Dämmerung anbrach, gingen die Kinder, die draußen geblieben waren, nach Hause, um sich abzutrocknen.

Der Regen hörte immer noch nicht auf.

Am nächsten Morgen hingen die Wolken immer noch schwer am Himmel und auch am Morgen danach. Zwei Tage vergingen, dann drei. Kleine Pfützen wurden zu großen Lachen, und Bäche wurden zu Flüssen.

Der Regen hörte nicht auf.

Schulen wurden geschlossen, Straßen wurden gesperrt, und der Strom fiel aus. Jeden Abend sahen wir einen Blitz dicht gefolgt von einem Donnerschlag, was uns zeigte, wie nahe der Sturm war.

Ich glaube nicht, dass in jener Nacht jemand schlief. Ich weiß, dass ich nicht schlief. Papa hatte gesagt, wir sollten das Haus verlassen, bevor es zu lecken beginne, aber bei gesperrten Straßen und ohne öffentliche Verkehrsmittel wussten wir, dass es keinen Zweck hatte.

Früher hasste ich es, soweit oben am Berghang zu leben. Ich brauchte besonders viel Zeit, um zur Schule zu gelangen, und das nächste Geschäft war drei Meilen entfernt. Aber als ein Monat vorüber war und es immer noch nicht zu regnen aufgehört hatte, wurde ich dankbar.

Von unserem Haus aus konnten wir das ganze Tal unter uns sehen. Jeden Sommer konnte man Blumen neben dem Bach wachsen sehen, der mitten durch das schöne Land lief. Früher wünschte ich mir, ich könnte in der Nähe der Blumen leben.

Jetzt aber nicht mehr.

Das Tal wurde vollständig mit Wasser überflutet. Die Häuser ertranken. Es gab keine Blumen mehr. Der Bach war nun eher wie ein Kanal.

Ich wusste nicht, was mit den Menschen in jenem Tal passiert war. Vielleicht sind sie irgendwie entkommen. Vielleicht.

Dienstag, 24. Dezember. 11.25 Uhr

Der Tag, an dem der

Regen endlich aufhörte. Die Luft war plötzlich ruhig, und schließlich hörten wir sie: Die Stille.

Ich öffnete langsam die Tür und erblickte mehrere Personen, die bereits versuchten, den Schaden abzuschätzen. Bäume waren entwurzelt, Gebäude waren heruntergerissen worden, und das schöne Tal, einst voller bunter Blumen, war mindestens 10 m tief in Wasser getaucht.

Diejenigen, die überlebten, waren sprachlos.

Man hätte nie geglaubt, dass dies der Weihnachtsabend war.

Ich hatte euch gewarnt, dies war kein Märchen.

Übersetzt von Christine O'Neill



GLOBALE WARNUNG – LYRIK-SLAM DER AUSSENSTATIONEN



Jakub Witkowski, Emilia Kurpet,
Michał Firla, Kinga Łuczowska
The General Education School Complex, Hel

Globale Erwärmung — wo ist das Warnschild!
Wenn der Planet versinkt und das Eis wegschmilzt.
Wir verbrennen Kohle, fackeln das Erdöl ab.
Lass das Flugzeug doch stehen,
Du bringst Europa sonst ins Grab.
Wir wollen nicht mehr CO₂,
Das Fieber geht sonst nicht vorbei.
Hochwasser, Dürren, das wird sich nicht bessern —
Die Fische verrecken in den Gewässern.

Pflanzt einen Baum, schließt die Fabrik,
Bäume sind Filtern — für unsere Lungen Musik.
Plastikflaschen und Methan vom Vieh
Machen uns kaputt wie nie.
Übersetzt von SineQuaNon und Ulrike Nichols

GLAUBEN



Maxine Huntsman
Footscray City College, Melbourne

Hohe Deckengewölbe
Gesprungene und zersplitterte Fenster
Tausend Farben aus Licht
Die auf Reihen von Holzbänken fallen
Gleichförmig und wunderschön

Alle sind hier gleich
Du trittst durch die Tür
Und nichts ist mehr wichtig
Wir haben alle dasselbe Ziel

Ich glaube an keinen Gott
Oder ein Leben nach dem Tod
Aber die Kerzen
- Einhundert Wünsche
Zu einem einzigen verschmolzen -
Stimmen dich nachdenklich

Die widerhallende Stille
Erfüllt jeden Winkel mit Ruhe
Tausende Gebete
Schweben in der stillen Luft
Manche wollen retten
Und manche wollen gerettet werden
Aber sie alle kommen schließlich hierher

Ich glaube an keinen Gott
Oder ein Leben nach dem Tod
Aber ich glaube an eine Idee
Die die Welt vereint
Übersetzt von Elisabeth Meister

WASSER UND CRICKET PASSEN EINFACH NICHT ZUSAMMEN



Elijah Andrews-Quinn
Footscray City College, Melbourne

„Hey Tom, hol den Ball“, ruft Jack. Also rennt Tom zögerlich dem davonrollenden Ball nach und sie setzen in ihrem Heimatort Renmark ihr Cricketspiel fort. Jack läuft an und wirft den Ball schnell und zielgenau Richtung Mülltonne, aber Tom schwingt den Schläger und trifft den Ball so, dass er in den Fluss fliegt. Beide sind unzufrieden und wünschen, der Fluss wäre nicht da. Zum Glück fällt es ihnen nicht allzu schwer, einen neuen Ball zu finden. Später sagt Tom zu Jack: „Wasser und Cricket passen einfach nicht zusammen“, und Jack stimmt resigniert zu.

Die Jungen machen Pause und gehen hinunter zur Milchbar, um sich ein Stück Kuchen und eine Schokomilch zu holen. Beide sitzen am Fluss und sind damit beschäftigt, ihrem Ball beim Davonschwimmen zuzusehen und ihren Kuchen zu essen. Später fangen sie wieder an zu spielen, und nach und nach macht beinahe ihr ganzer Schuljahrgang mit. Der Kampf um einen Schläger wird heftiger, und es ist beinahe unmöglich, die Lücken auf dem Spielfeld zu finden. Sie spielen weiter und erfinden ständig neue Regeln, um das Spiel am Laufen zu halten. Das Spiel geht weiter, bis alle zum Abendessen nachhause gerufen werden; zu diesem Zeitpunkt ist es bereits so dunkel, dass es sowieso keinen Sinn mehr hätte, weiterzuspielen.

In der Schule organisieren Tom und Jack am nächsten Tag ein großes Cricketspiel auf dem örtlichen Spielfeld, das später am selben Abend stattfinden soll. „BBRRIINNGG“ klingelt die Schulglocke, und alle eilen direkt nachhause, um ihre Lieblingsschläger herauszuholen. Um vier Uhr sind etwa zwanzig spielbereite Jungen da, und Tom hat es sogar geschafft, einen Schiedsrichter aufzutreiben (seinen jüngeren Bruder). Nach jeder Menge Diskussionen stehen die Teams endlich fest und man einigt sich auf zwei Kapitäne, nämlich Tom und Jack.

Das Spiel beginnt und Jacks Team bowlt zuerst. Toms Team legt einen guten Start hin und erreicht schließlich ein Gesamtergebnis von 56 in zehn Overs, was gar nicht so schlecht ist. Jacks Team fängt an zu schlagen und hat mit 8/15 in fünf Overs einen schlechten Start. Jack kommt aufs Feld und arbeitet gut mit Max zusammen, und nun benötigen sie nur sechs aus dem letzten Wurf. Max ist am Schlagen, kann aber die ersten vier Bälle nicht treffen. Alle sind jetzt nervös. Max trifft endlich einen Ball und sie laufen los. Tom fängt den Ball und wirft dann die Stäbe um, während Max definitiv außerhalb der Schlaglinie ist. Nur ein Ball ist noch übrig; Jack ist mit dem Schlagen dran und sie

brauchen immer noch sechs Runs, um zu gewinnen. Der Bowler läuft an und bowlt einen Full Toss, Jack trifft und es sieht aus, als würde der Ball über die Spielfeldgrenze fliegen, aber jemand fängt ihn. Wegen der unklaren Spielfeldgrenze ist es schwer zu sagen, ob er ihn außerhalb gefangen hat. Alle löffeln nun den Schiedsrichter, der nur fragt: „Was ist passiert?“ Nach langen Diskussionen wird das Spiel als Unentschieden gewertet. In der Schule wird das Spiel am nächsten Tag von Spielern beider Teams zum besten Spiel erklärt.

30 Jahre später

„Wann sind wir endlich da?“; fragt James. „Bald“, antwortet Tom, als sie die Autobahn entlangrauschen das Ende der langen Fahrt nach Melbourne endlich in Sicht ist. „Wann sind wir endlich da?“; fragt Mitch. „Bald“, antwortet Jack, als sie von der Autobahn auf derselben Strecke abfahren wie Tom und James.

Zwei Autos halten direkt vor dem Flussübergang an. „Hey Tom“, ruft Jack. Tom blickt sich um und springt sofort aus dem Auto, um Jack zu begrüßen. Die beiden Jungen James und Mitch hüpfen ebenfalls aus dem Auto. „Ich kann das Cricketspiel kaum erwarten“, sagt James. „Ja, mein Papa sagt, das ist das beste Spielfeld“, antwortet Mitch. Die Jungen ziehen los, um sich umzusehen.

„Es tut gut, wieder hier zu sein“, sagt Tom. „Ja, aber der Fluss kommt mir breiter vor als in meiner Erinnerung“, antwortet Jack. „Mir auch“, stimmt Tom zu. „Ich erinnere mich, dass er über die Ufer getreten ist, aber ich hätte nicht gedacht, dass es so extrem war.“ „Was ist der Murray-Golf?“, ruft Mitch. „Was, der Murray-Golf?“, rufen Tom und Jack zurück. „Ja“, antworten beide Jungen. Tom und Jack gehen zu ihnen hinüber und sehen ein großes offizielles, aber provisorisch wirkendes Schild mit der Aufschrift „Murray-Golf“. Beide schauen sich verwirrt an. Entgegenkommende Autos blinken sie an, als wollten sie ihnen etwas mitteilen. Sie fahren an einem Schild vorbei, das mit dem am Fluss identisch ist, auf dem die Worte „Murray-Golf“ stehen. Schilder warnen sie davor, dass die Straße bald endet. Sie können es nicht glauben, bis sie die Absperrungen sehen. Sie halten an, springen aus dem Auto und sehen wieder das „Murray-Golf“-Schild.

Eine offiziell aussehende Person in Uniform kommt auf sie zu und fragt, ob alles in Ordnung sei. Sie bejahen dies, fragen aber, warum die Straße gesperrt ist. Er antwortet: „Haben Sie es nicht mitbekommen?“ Tom erwidert verdutzt: „Nein.“ Der Mann erklärt: „In der Gegend hat es massive Überschwemmungen gegeben. Dann wurden die Leute letzte Nacht von den Fluten aufgeweckt und plötzlich stand die ganze Gegend unter Wasser. Wir haben die Ursache noch nicht gefunden und wissen auch nicht, wie groß das betroffene Gebiet ist. Für den Moment riegeln wir nur die Gegend ab, sodass Sie leider umkehren müssen.“

Sie kehren um und mieten ein Zimmer für die Nacht. Später am Abend gibt es eine Eilmeldung mit der Schlagzeile „DIE POLKAPPEN SCHMELZEN“. Dann wird diese Erklärung eingeblendet:

„Was man zunächst nur für eine Sturzflut hielt, wurde jetzt als Schmelzen der Polkappen identifiziert. Dies hat einen massiven Anstieg des Meeresspiegels verursacht, der große Teile Australiens überschwemmt hat, darunter auch Orte wie Renmark und den Hafen von Adelaide. Die neuen australischen Meere erhielten die Namen ‚Murray-Golf‘ und ‚Artesisches Meer‘. Das ist für den Moment alles, wir bringen später einen ausführlicheren Bericht.“

Alle im Zimmer sind baff und starren sich sprachlos an. Tom sagt wieder einmal: „Wasser und Cricket passen einfach nicht zusammen“, und Jack stimmt resigniert zu.

Übersetzt von Elisabeth Meister

Globale Warnung – Lyrik-Slam der Ausseinstationen



Weronika Bokota, Marcin Pieszak,
Ewelina Kurpet, Ola Górska
The General Education School Complex, Hel

Strand und Sonne sind heiß dem Schweinswal gar ...
die Bettler sammeln ihr Geld emsig in bar ...
die Atmosphäre erwärmt sich so sehr,
daher müssen immer mehr Bäume her.
Schweinswal, Schweinswal, lieber Freund,
hast du nicht von der Insel Hela geträumt.
Recycling ist ´ne gute Sache, na klar,
doch jeder glotzt zu Hause Fußball, echt wahr.
Übersetzt von Franzi Kohse, Małgorzata A. Bartula



SINGAPUR, SINGAPUR



Kim Burkart
Romain-Rolland-Gymnasium, Berlin

Als wir aufwachten, erblickten wir blauen Himmel.

Wir gingen hinaus und genossen die Hitze auf unserer Haut.

Wir waren dankbar für die einzelnen weißen Wolken, die ihre Schatten warfen. Je später es wurde, desto dunkler wurde es auch. Nach wenigen Stunden war das helle Blau durch ein dunkles Grau ersetzt. Wir spürten wie es immer drückender wurde und nasser. Ein heftiger Regen, der jedoch von kurzer Dauer war, versuchte die Umgebung abzukühlen — vergeblich. Am Horizont sah man helle Blitze, die ihre Lichter um sich warfen, gefolgt von lautem Donner. Dieses windige Gewitter brachte ein bisschen Geschwindigkeit in die ruhige Umgebung, war jedoch nach einer halben Stunde weitergezogen. Abends wehten nur noch warme angenehme Brisen durch die Palmen und entfernten die letzten Tropfen von den Blättern.



NAHRUNGSSUCHE



Luca Cernaz
Footscray City College, Melbourne

Während wir blind durch Footscray wanderten, ließ Patrick uns anhalten und zeigte uns essbare Pflanzen, die vergiftet neben uns lagen, wo sie früher atmeten und einander umrankten. Nachdem wir eine kleine Auswahl der zahlreichen essbaren Pflanzen gesammelt hatten, die es in unserem einzigartigen Land gibt, wurden sie zu einem Salat gemischt. Der himmlische Geruch der natürlichen Essenzen aus den Kräutern und Blättern zog mich an wie ein Köder die Fische, und trotz des überwältigenden Aromas waren der kräftige Geschmack und die ausgeprägte Knackigkeit aufschlussreich. Zu unserer Schande wird diese frische Nahrung von unserem Müll, unserer Verschmutzung und unseren Giften geschwächt und betäubt. Wir können das, was vor uns hier war, nicht länger so behandeln, wir können nicht mehr missachten, was Mutter Natur für uns bereitstellt, wir müssen unseren Planeten respektieren.

Übersetzt von Elisabeth Meister

Das ist nicht mein Himmel. Kein Himmel, den ich je zuvor gesehen habe. Wann wurde die Sonne schwarz, und wann verblasste der Mond und wurde grau?

MEIN STÜCK HIMMEL



Réamoinn Ó hAircí, Seán Clintúin,
Jaic Ó hÍr, Conchúr Ó hUallacháin,
Melissa Ní Dhochartaigh,
Dara Ní Chuaig, Stiofán Mac an Mhadoc,
Danielle Nic Dhomhnaill

Der Himmel ist von einem klaren Azurblau, das offensichtlich zur Dunkelheit übergeht. Dieses funkelnde Blau ist der Hintergrund für weiße, bauschige Kumuluswolken, die sich oft in Kumulonimbusse verwandeln, die Art von Wolken, die innerhalb weniger Minuten grau werden und Blitze werfen können, die dich vom Bergkamm schleudern, wenn du dumm genug bist, nach der Mittagspause dort zu sein.

Réamoinn Ó hAircí

Coláiste de hÍde, Tallaght

Ein schöner Tag und so hell, die Sonne scheint so hell, selbst wenn sie hinter den Wolken ist. Die Jungen sehen den schönen Tag ohne zu verstehen, wie schön dieser Tag ist; für sie ist es bloß ein ganz gewöhnlicher Tag.

Der Wind kommt vom Berg her und weht mir ins Gesicht. Meine Jacke hält mich warm. Sehr schnell färbt sich der Himmel schwarz. Ich laufe zurück zu meinem Haus, bevor der Regen fällt. Ich schaue zu, wie die Jungen nach Hause laufen.

Die Wolken lichten sich, und die Sonne scheint so hell. Die Jungen laufen wieder hinaus und beginnen wieder zu spielen. Sie wissen immer noch nicht, wie gewaltig das Wetter sein kann und dass alles, was sie jetzt sehen, eines Tages verschwunden sein könnte.

Seán Clintúin

Coláiste de hÍde, Tallaght

Ich stehe in der Nacht, kalt, aber ohne Angst, weil mir, während ich in den Himmel blicke und jedes Detail bewundere, welches der Mond und die Sterne zu bieten haben, klar wird, dass der Mond wie ein Schwarm silberner Fische ist, der über den Himmel schwimmt, und sein Licht mich vor der Nacht schützt wie eine Mutter ihr Kind vor Gefahren. Auch die Sterne sind perfekt auf den Mond ausgerichtet; sie tanzen im Himmel herum und machen die Nacht lebendig. Ich wünschte, ich könnte die Szene ewig bewundern, aber das geht nicht und das muss ich auch nicht, weil die Schönheit und das Leben morgen wiederkommen, und ich werde auf sie warten.

Jaic Ó hÍr

Coláiste de hÍde, Tallaght

Das ist nicht mein Himmel. Kein Himmel, den ich je zuvor gesehen habe. Wann wurde die Sonne schwarz, und wann verblasste der Mond und wurde grau? Der Himmel ändert sich ständig. Vielleicht könnte mein Himmel eines Tages dein Himmel sein. Der Himmel ändert sich ständig, manchmal zum Schlechteren, manchmal zum Besseren, aber er ändert sich ständig.

Conchúr Ó hUallacháin
Coláiste de hÍde, Tallaght

Es ist eine dunkle, bewölkte Nacht. Die Sonne ist weg, und meine Stimmung ist gesunken. Ich sitze da und schaue mir den hellen Mond an und wie die Wolken ihre Form immer wieder ändern. Jedes Mal, wenn die Sonne hervorkommt, steigt meine Stimmung, und wenn die Sonne untergeht, sinkt meine Stimmung. Tausende von Menschen in der Welt fühlen genauso, wenn der Mond aufgeht.

Melissa Ní Dhochartaigh
Coláiste de hÍde, Tallaght

Es ist ein schöner Tag, und wir sind alle im Ankleideraum und bereiten uns auf den großen Tag vor. Keine einzige Wolke ist am Himmel zu sehen. Der Anpfiff ertönt, und jeder konzentriert sich – der Ball gleitet sanft über den Boden. Jeder läuft, während die Sonne auf uns niederstrahlt, und zur Halbzeit sind wir um einen Punkt voraus. Jeder schwitzt. Wieder ertönt der Anpfiff, und wir alle werden langsam müde, aber wir halten unsere Köpfe bis zum Schlusspfiff hoch. Es bleiben noch drei Minuten, und wir sind ein Tor voraus. In diesen letzten drei Minuten geben wir unser Bestes, und am Ende gelingt uns ein weiteres Tor, und der Schlusspfiff ertönt, und wir gewinnen mit einem Vorsprung von zwei Toren. Alle sind überglücklich und springen herum und schreien, dass wir das Kreismeisterschaftsspiel gegen Cork gewonnen haben.

Dara Ní Chuaig
Coláiste de hÍde, Tallaght

Der Himmel ist blau, und weiche Wolken gleiten durch die Luft.

Heute war ein großartiger Tag, und der Himmel rundet das Ganze mit einem ruhigen, weichen Wind ab.

Der Himmel wertete unsere Reise wirklich auf, weil das Wetter nicht nass und elend war, was unseren Tag elend und kalt gemacht hätte.

Das Meer mischte sich in den Himmel, der Horizont war klar und das Meer war ruhig. Alle Vögel waren da, weil es weder regnete, noch raue Winde wehten.

Stiofán Mac an Mhadoc
Coláiste de hÍde, Tallaght

Wenn ich in den Himmel hinaufschau und Wolken sehe, und die Leute sagen, dass sie voll Wasser seien, dann denke ich, wenn es regnet, dass sie alle ihre Sorgen lassen, indem sie sie im Regen fortweinen. Nicht nur Menschen können verstimmt sein und ihre Gefühle zeigen, sondern auch Wolken können Gefühle haben. Die Wolken zeigen ihre Gefühle, wenn sie regnen, was man als weinen bezeichnen könnte. Ich denke auch, dass sie glücklich sein müssen, wenn es sonnig ist, weil sie dann nicht Regen weinen, und ich glaube auch, dass die Sonne und schönes Wetter die Menschen in bessere Stimmung versetzen können.

Danielle Nic Dhomhnaill
Coláiste de hÍde, Tallaght

Übersetzt von Christine O'Neill

SONNENFINSTERNIS AM ROMAIN-ROLLAND- GYMNASIUM



Igor Zaytsev
Romain-Rolland-School, Berlin

20. März 2015

Mein Wecker beginnt zu klingeln, und schon fange ich an, über ein Ereignis nachzudenken, dass wir nun schon seit einem Monat in meinem Physik Zusatzkurs gründlich vorbereitet und beredet haben. Heute gibt es etwas ganz besonderes in der Schule: ein Ereignis so selten und spektakulär, dass ich sogar offiziell das Recht habe, meinen Bio Unterricht und einen Teil meines Englisch Unterrichts zu schwänzen. Wahrscheinlich wirst du, lieber Leser, schon längst wissen, worüber ich hier schreibe. Es geht natürlich um die Sonnenfinsternis, die heute sowohl in Berlin, als auch in großen Teilen Europas zu beobachten sein wird. Deshalb strahle ich am heutigen Morgen auch schon vor Vorfreude. Einerseits freue ich mich, weil ich heute zum allerersten Mal in meinem Leben eine echte Sonnenfinsternis live erleben und beobachten werde, andererseits, natürlich, weil ich heute kein Bio haben werde und stattdessen diese Zeit auf dem Schulhof verbringen, den Beobachtungsstand aufbauen, und nebenbei das milde, sonnige Frühlingswetter genießen kann.

Wo wir grade vom Wetter reden: es gab im Vorfeld mehrere Wettervorhersagen, die auf einen bewölkten Himmel am Tag der Finsternis deuteten. Da bin ich bestimmt nicht der Einzige, dem ein Stein vom Herzen fällt, als ich auf meinem Weg zur Schule in den Himmel schaue, und über mir keine einzige Wolke sehe. Tatsächlich hab ich in diesem Jahr noch kein einziges Mal einen so sauberen und tiefblauen Himmel gesehen. Scheint so, als hätte jemand die Himmelskuppel gewaschen und sie morgens frisch poliert über Berlin gestellt. Nur die soeben gezogenen Kondensstreifen einiger Jets durchqueren das endlos scheinende Blau. Eins kann ich heute sagen, mit dem Wetter haben wir heute echt Glück. „Noch scheint die Sonne“, denke ich mir, kurz bevor ich das Schulgebäude betrete. „Noch.“

Nach den gefühlt kürzesten zwei Geographiestunden meines Lebens gehe ich nun wieder auf den Schulhof, um dort mit meinen Physik-Zusatzkurs-Leuten die Beobachtungszone, welche mit so einigen Beobachtungsinstrumenten gespickt

Da bin ich bestimmt nicht der Einzige, dem ein Stein vom Herzen fällt, als ich auf meinem Weg zur Schule in den Himmel schaue, und über mir keine einzige Wolke sehe. Tatsächlich hab ich in diesem Jahr noch kein einziges Mal einen so sauberen und tiefblauen Himmel gesehen. Scheint so, als hätte jemand die Himmelskuppel gewaschen und sie morgens frisch poliert über Berlin gestellt.

ist, zu errichten. Was für Instrumente? Da gibt es zum Einen das „Solarscope“, ein abgedunkeltes Teleskop, speziell für Sonnenbeobachtungen gefertigt. Darüber hinaus haben wir einen Sonnenprojektor, bei dem es sich um nichts anderes als einen Pappkarton handelt, in dem das Abbild der Sonne auf einen Bildschirm projiziert wird. Und natürlich haben wir jede Menge an Sonnenfinsternis Brillen, die zwar ziemlich ... speziell aussehen, dafür aber verhindern, dass man sich die Augen abfackelt, wenn man direkt in die Sonne schaut. Nun kann es losgehen! Um etwa 10 Uhr fängt der Mond an, sich langsam aber sicher vor die Sonne zu schieben. Zum Zeitpunkt der großen Pause bedeckt er sogar fast 80% der Sonne. In Strömen kommen die Schüler, jünger und älter, aus den Schulgebäuden, um sich das Naturschauspiel anzusehen. Ein riesiger Mob bildet sich, und ich stehe mitten drin. Zum Glück ist die Beobachtungszone abgegrenzt, so befinde ich mich in einer Art VIP-Bereich, in dem ich nicht in Bedrängnis geraten kann. Ganz besonders zum Höhepunkt der Finsternis fällt mir dann eine Tatsache auf, über die ich mir bis jetzt noch keine Gedanken gemacht habe. Die Sonnenstrahlen fühlen sich kühl an. Tatsächlich! Obwohl der Mond die Sonne fast komplett bedeckt, ist es immer noch in etwa so hell wie gewohnt, doch das Sonnenlicht fühlt sich nicht so warm an wie normalerweise, wenn es auf meine Haut fällt.

Die Pause vergeht schnell, und die Massen an Schülern beginnen, sich zum Unterricht in die Klassenräume zurückzuziehen. Der Mond wandert weiter und enthüllt die wohlbekannteste, runde Form der Sonne. Der Schulhof wirkt wie leergefegt, nur noch die Leute vom Physik-Zusatzkurs und ich sind geblieben, um die Instrumente abzubauen.

Und so ist er gelaufen, der Tag, an dem die Sonnenstrahlen kalt wurden. Für mich war das ein sehr ereignisreicher und vor allem angenehmer Freitag. Ich wette, ich bin nicht der Einzige, der das sagen kann. Ich habe am Nachmittag gegoogelt, wann es denn das nächste Mal so weit sein wird in Deutschland. Antwort: 12. August 2026. Ich bin mir aber schon jetzt sicher, dass ich sie auch miterleben will, und ich hoffe, dass du, lieber Leser, auch zusehen wirst.

DRAUSSEN – EIN AUSZUG



Michéal Eastwood
Mount Seskin Community College, Tallaght

Ich öffnete die Augen und setzte mich im Bett auf und sah mich wie jeden Morgen im faden, leeren Zimmer um, um mich daran zu erinnern, wo ich war. Ich stand auf und ging in die Ecke des Raumes, wo ein kleiner, schmutziger Eimer stand, auf den das Wort „Toilette“ gemalt war. Ich tat, was ich jeden Morgen tat, und als ich fertig war, ging ich in die Mitte des Zimmers und setzte mich mit gekreuzten Beinen auf den Boden neben das Fenster. Das Licht von draußen schlug mir ins Gesicht, und ich dachte mir: „Die Sonne muss zum Spielen herausgekommen sein.“ Als ich aufsah, um aus dem Fenster zu schauen, blendete mich das Licht so sehr, dass ich die Augen zusammenkneifen musste. Draußen sah es wie ein Gemälde aus, das bis zur Vollkommenheit gearbeitet worden war; der klare, blaue Himmel war hell und voll, und es gab nur ein paar kreideweisse Wolken, die perfekt angeordnet waren, um die Sicht nicht zu beeinträchtigen. Die Sonne strahlte in ihrer vollen Pracht, und sie schien mit solcher Anmut und Freude auf die Welt zu lächeln, als würde sie dem Planeten Leben einhauchen und die fernen grünen Hügeln, deren Kuppen zu sehen waren, umso lebendiger erscheinen lassen. Ich saß eine Weile lang da und guckte aus dem Fenster, um die Schönheit des Vorhandenen durch das Glasportal in meiner Wand in mich aufzunehmen.

Ich hörte Schritte jenseits der Tür. Als sie näher kamen, sprang ich auf und rief: „Mama“, während ich zur Tür lief. Meine Mutter trat ins Zimmer und schloss die Tür schnell hinter sich zu. Das tat sie immer, wenn sie ins Zimmer trat, und ich fragte nie, weshalb. Sie drehte sich zu mir um. Ich dachte immer, meine Mutter sei der schönste Mensch der Welt. Ihre Augen waren hellblau wie der Himmel und sahen immer lieb aus. Sie hatte wunderschönes blondes Haar, das glitzerte, sobald es von der Sonne berührt wurde und ein leichtes Lächeln, das mich immer gleich zum Zurücklächeln veranlasste. Sie streckte ihre Arme aus und schloss sie um mich. „Wie geht es dir, mein Sohn?“ flüsterte sie mit der zartesten Stimme, die ich mir vorstellen konnte, und ich schaute zu ihr auf und küsste ihre blasse Wange, bevor ich antwortete: „Ich will nach draußen gehen.“ Die Umarmung meiner Mutter lockerte sich, als sie sich zu mir bückte,

meine Schultern hielt, mir tief in die Augen schaute und sagte: „Du weißt, dass es draußen gefährlich ist, mein Schatz“, und mir mit der Hand durch die Haare um mein Ohr fuhr. „Ich werde vorsichtig sein, ich verspreche es“, protestierte ich mit einem Lächeln im Gesicht. Wieder sah sie mir in die Augen: „Wir haben darüber gesprochen, mein Schatz. Die Welt da draußen ist ein gefährlicher Ort voller Menschen, die dich verletzen wollen“, sagte sie ruhig. Ich fühlte, wie ihr Griff stärker wurde, als sie dies sagte, und ihre Stimme klang, als hätte sie einen Kloß im Hals, aber sie lächelte weiter und schaute nicht weg von mir; sie behielt ihre Fassung. „Aber was, wenn ...“, begann ich, aber sie unterbrach mich mit den Worten: „Jetzt wollen wir dir erst einmal etwas zu essen machen, mein Schatz.“ Sie stand wieder auf und fuhr jetzt mit der üblichen Morgenroutine fort. Sie ging zum Fenster hinüber und öffnete es, um „die Frische hereinzulassen“, wie sie mir immer sagte. Dies war der Lieblingsteil meines Morgens, weil ich die Geräusche von draußen hören konnte. Ich lief zum Fenster und sah auf, obwohl ich es nicht erreichen konnte, aber ich schloss einfach die Augen und lauschte all den wunderbaren Klängen, die ins Zimmer fluteten. Meine Mutter ging, um mein Frühstück vorzubereiten, aber ich stand einfach da, mit geschlossenen Augen, und lauschte der scheinbar endlosen Welt außerhalb meines Fensters. Ein vertrautes Geräusch traf mein Ohr: „VÖGEL!“, rief ich glücklich und hörte ihrem sorglosen Gezwitzcher zu, wieder ein Lächeln auf meinem Gesicht, und ich versuchte, weitere Geräusche zu hören und konzentrierte mich auf Dinge wie Autos, den Wind, Motorräder und Schritte. Ich wartete auf mein Lieblingsgeräusch ... Menschen. Ich liebe es, Menschenstimmen zu hören, die vorübergehen und vor allem den Klang von Kindern, die auf der Straße spielen, auch wenn sie mich neugierig darauf machten, wie es denn wäre, bei ihnen zu sein, die Sonne im Gesicht, den Wind im Haar und dass ich vielleicht, bloß vielleicht, selbst die Person sein könnte, der jemand von seinem Fenster aus zuhörte.

[Draußen](#)

Übersetzt von Christine O'Neill

Globale Erwärmung, totale Verschmutzung,
zerstören die Erde und uns'ren Ursprung.
Halt die Luft an, denn Giftgase strömen
Womit uns die Zukunft wohl wird entlöhen

GLOBALE WARNUNG – LYRIK-SLAM DER AUSSENSTATIONEN



Michał Gwardzik, Mateusz Zborowski,
Gabriel Cieślak, Fabian Piskorski
The General Education School Complex, Hel

Globale Erwärmung, totale Verschmutzung,
Globale Erwärmung, totale Verschmutzung,
zerstören die Erde und uns'ren Ursprung.
Halt die Luft an, denn Giftgase strömen
Womit uns die Zukunft wohl wird entlönnen

Wir verbrennen Kohle, fackeln das Erdöl ab.
Lass das Flugzeug doch stehen,
Du bringst Europa sonst ins Grab.
Unsere Wurzel-Ehen
und die Weltnatur
sind besser als Müllberge und Stahlrohrkultur
Die Rohre aus Stahl greifen in die Meere hinein,
leiten Abwasser rein
es muss nun Schluss damit sein!
Übersetzt von Franzi Kohse, Małgorzata A. Bartula

DIE GRAMPIANS



Javier Diaz
Footscray City College, Melbourne

Als ich aus dem Haus in die Sonne hinausging, war alles, was ich sehen konnte, Erde, ein klarer blauer Himmel, Kaninchen und Kängurus. Während ich mich auf dem Gelände umschaue, sehe ich eine Gruppe Ameisen, die sich versammeln, um in ihren Bau zu gehen, und wenn ich zum Himmel aufblicke, ist alles, was ich riechen kann, reine frische Luft. Die Wolken ziehen wie Schildkröten bei einem Rennen langsam umher, der Wind, der gegen mich drückt, fühlt sich an, als würde ich duschen. Bei einem Blick in die Ferne kann ich zwei Kängurus sehen, die mich direkt anschauen, und als ich mich von der Stelle rühre, tun sie es mir gleich.

Übersetzt von Elisabeth Meister

IHRE MAJESTÄT, DIE KÖNIGIN – UNSERE ERDE



Kayleigh Ratcliffe
Mount Seskin Community College, Tallaght

Blätterranken ruh'n auf der Gekrönten,
Aus welligem Holz gewachsen,
Ihre Leinwand einst so unbeschrieben wie ihr Kleid,
Aus ihrer Haut würde die Sonne entbrennen,
Rosarote Lippen, die auf Unterwerfung abzielen,
Die Steinkohle bewacht
Das tief blaue Meer.

Ihr Königreich erschaffend,
Das Unbekannte kennend,
Ihre Untertanen argumentierten über ihre nicht ausgewiesene Herkunft,
Einige sagen Hand,
Andere ein Urknall,
Aber wenig hat dies ihre begeisterte Herrscherin gekümmert,
deren einzige Sorge sie und ihre ungewisse Zukunft waren.

Wie sich die Zeit in ihrem eigenen Lauf aufzulösen begann,
Begannen sich des Wunders Kräfte und Schöpfungen zu entwickeln,
Und niemand konnte vorhersagen, was als nächstes geschehen würde,
Ein Geier würde kommen und sein Nest bauen.

Müde und ausgelaugt,
Hatte das Wunder genug,
Ihre Untertanen hatten sie ruiniert,
Es war schwer, sie in ihre Schranken zu weisen,
Sie hatten ihren Besitz gestohlen,
Und, gefangen, war sie nicht in der Lage, sie zu verfolgen,
Ihr rachsüchtiger Plan begann, Gestalt anzunehmen.

Ihr Königreich erschaffend,
Das Unbekannte kennend,
Ihre Untertanen argumentierten über ihre nicht
ausgewiesene Herkunft,
Einige sagen Hand,
Andere ein Urknall,
Aber wenig hat dies ihre begeisterte Herrscherin
gekümmert,
deren einzige Sorge sie und ihre ungewisse
Zukunft waren.

Tränen, die sie geweint hatte, sammelten sich in den Lungen der Bauern an,
Blutegel wurden mit dem Blut gescholten, für welches sie sich anklammerten,
Die Überlebenden wurden begraben
In den endlosen Rissen ihres Herzens,
Dann stand sie still,
Die Herrscherin wurde auseinandergerissen.
Hätten sie nur verhindert,
Dass schlüpfende Vögel ihre Brut beenden,
Die Untertanen hätten ihr Königreich
Vor einem solch verheerenden Zusammenbruch gerettet.
Übersetzt von Christine O'Neill

SCHILDKRÖTE



Olivia Burmeister
Footscray City College, Melbourne

Das leise Schnurren des Motors dröhnt in meinen Ohren, während ich auf die rauen, aber friedlichen Wellen hinausschaue, die gegen das Schnellboot prallen. Beim Ein- und Auftauchen in die Wellentäler der rauen See weht mir die kühle Brise ins Gesicht. Auf dem Weg zur unverfälscht waldgrünen Insel bewunderte ich die wenigen Wolken, die Teile des ozeanblauen Himmels bedeckten. Ein paar Vögel glitten durch die Wolken, während ich meine Augen zum Schutz gegen die helle Sonne zusammenkniff, die wie ein Goldnugget am Himmel schwebte. Ich kletterte vom Boot ins kristallklare Wasser, begann mit den Beinen zu schlagen und spritzte ein bisschen im erfrischenden, aber warmen Meerwasser herum. Hunderte prächtiger und wunderschöner Fische schnellten in ihrem einzigartigen Zuhause aus Korallen umher. Während ich im Wasser schwamm, glitt ein tief grünbrauner Panzer vorbei, der durch das Wasser direkt unter mir plätscherte und den ich als eine 70 Jahre alte Schildkröte erkannte. Die Schildkröte steckte den Kopf aus dem Wasser, als ich mich aufrichtete, um aus dem salzigen Meer zu blicken, während sie ab und zu die Wasseroberfläche für einen frischen Atemzug durchbrach.

Übersetzt von Elisabeth Meister

GLOBALE WARNUNG – LYRIK-SLAM DER AUSSENSTATIONEN

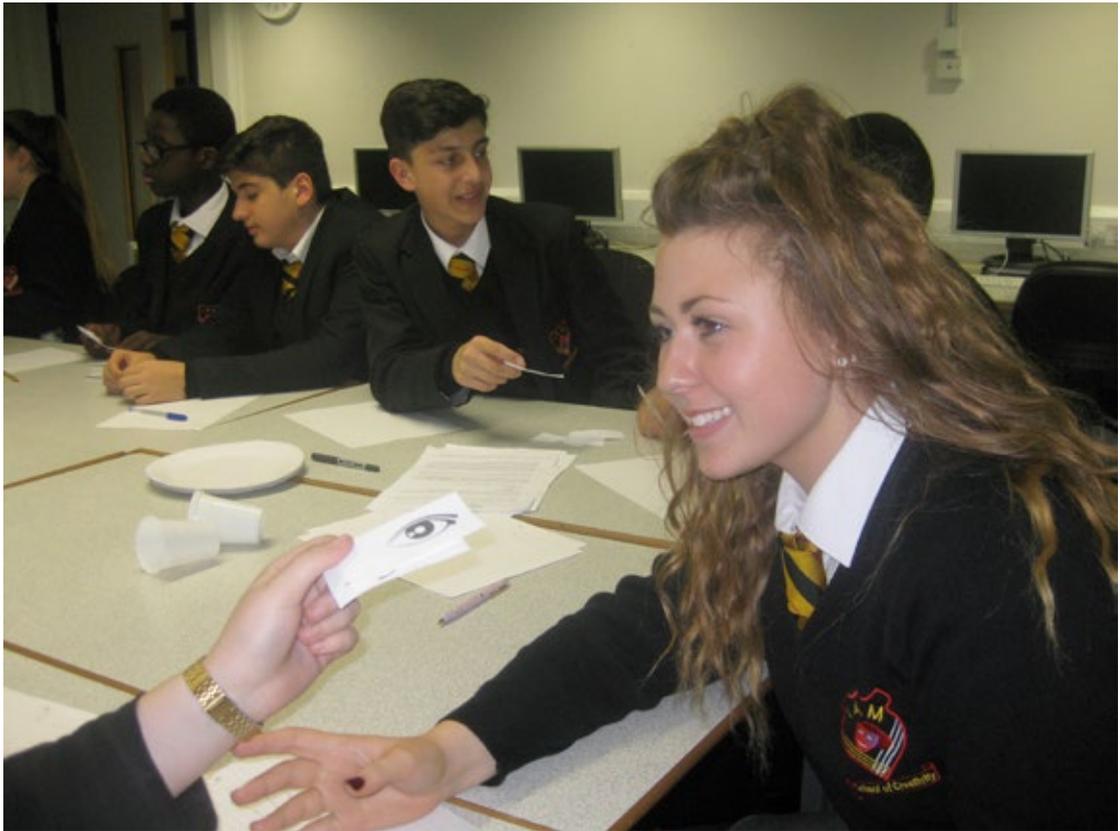


Weronika Bokota, Marcin Pieszak,
Ewelina Kurpet, Ola Górska
The General Education School Complex, Hel

Globale Erwärmung — wo ist das Warnschild!
Wenn der Planet versinkt und das Eis wegschmilzt.
Wir verbrennen Kohle, fackeln das Erdöl ab.
Lass das Flugzeug doch stehen,
Du bringst Europa sonst ins Grab.

Lieber aktiv sein, durch die Gegend stampfen
Als zu Hause Rindfleisch mampfen.
Lieber öfter das Fahrrad benutzen
Als mit Fluppen die Atmosphäre verschmutzen.
Wir können die Luft noch sehr gut gebrauchen,
Der Mensch muss atmen — nicht rauchen.

Das Ozonloch ist eine Gefahr für die Erde
Wie das Methan aus den Rinderherden.
Wir müssen der Luftverschmutzung den Kampf ansagen,
Dürfen sie nicht einfach wie eine Sucht ertragen.
Wir müssen unser Wasser sauber machen
Und nicht in Plastikflaschen packen.
Übersetzt von SineQuaNon, Ulrike Nichols



WIR IN DER WESTLICHEN WELT



Mo Konteh
Arts and Media School, Islington, London

Wir in der westlichen Welt
werden nun vor die Wahl gestellt
zu erhalten, was wir einst hatten —
doch fehlten uns bislang die Taten.

Unser Reichtum schützt uns
vor den Problemen um uns.
Wir sind verschwenderisch und schaffen eine Illusion
ungeachtet der Ereignisse, die uns drohen.

Warum haben wir das Problem so spät erkannt?
Warum hat uns die Schuld nicht eher übermannt?
Wir wissen, wie man Gewinne macht
nicht aber, wie man kommenden Generationen eine Zukunft schafft.
Übersetzt von Rebecca DeWald

Vor kurzem unterhielt ich mich mit einem Freund über die ‚Soft Eyes‘ (‚Sanfte Augen‘) genannte Praxis, die von einigen indigenen Gruppen in Australien... benutzt wird, um das Land zu sehen.... ‚Soft Eyes‘ ist eine Methode, das Land, den Himmel und das Wasser auf eine Art zu betrachten, die der Konzentration auf ein einzelnes Objekt oder eine einzelne Stelle widersteht. Nichts im Detail zu sehen ermöglicht eine umfassendere Beschäftigung mit dem Ganzen.

TONY BIRCH, *ZEIT*

DIE PROJEKTPARTNER



Free Word (London)

Free Word ist ein internationales Zentrum, das sich für die Förderung der Literatur, die Steigerung der Lese- und Schreibkompetenz und die freie Meinungsäußerung engagiert und dabei erkundet, wie Worte Leben verändern können. Wir fördern und schützen das geschriebene und gesprochene Wort mithilfe von Bildungsprogrammen und öffentlichen Veranstaltungen und bieten einen Ort der Zusammenarbeit, der Forschung und des Widerstands.

Unsere Tätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf die drei folgenden Bereiche:

Unser Gebäude ist Treffpunkt und Begegnungsstätte für Organisationen, die sich der Literatur, der Lese- und Schreibkompetenz und der freien Meinungsäußerung verpflichtet haben. Dabei sind sechs Organisation und mehr als 30 Partner ständig bei uns ansässig; Zusammen mit unseren ansässigen Organisationen und Partnern sowie weiteren Partnerverbänden von außerhalb stellen wir jährlich ein Programm mit öffentlichen Veranstaltungen, wie beispielsweise Diskussionsrunden, Filmen, Konferenzen und Ausstellungen, zusammen, um dadurch Themen der Politik und Kultur und weitere Ideen zu erkunden; Weiterhin haben wir zusammen mit Partnern auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene drei Programme mit unterschiedlichen Schwerpunkten entwickelt: In The Power

of Translation steht das Thema Übersetzung im Mittelpunkt; Living Dangerously: Stories of Climate Change ist ein Projekt über die Umwelt und in Speaking Freely steht die Demokratie im Mittelpunkt.

www.freewordcentre.com



internationales literaturfestival berlin

Das internationale literaturfestival berlin (ilb) findet jährlich im Frühherbst statt. Es präsentiert moderne Trends in Prosa und Lyrik aus aller Welt. Das Publikum erlebt die Vielfalt der Literatur im Zeitalter der Globalisierung. Faszinierende Neuentdeckungen stehen neben den großen Namen der Weltliteratur. Innovatives entsteht und Verbindungen werden sichtbar, wenn an 180 Veranstaltungen in elf Tagen 150 Autorinnen und Autoren Einblicke in neue und traditionelle Formen der Weltliteratur bieten. Prosa, Lyrik, Autorengespräche und politische Debatten, Kinder- und Jugendliteratur, Filmadaptionen – das ilb ist ein lebendiges, polyglottes Forum von und für Literaturenthusiasten.

www.literaturfestival.com



Krytyka Polityczna (Warschau)

Krytyka Polityczna will die polnische Tradition des engagierten Intellektuellen wiederbeleben. Bildung, Kultur und Politik sind die Schwerpunkte der Initiative. Unabhängig von den spezifischen Aufgaben dieser Sektoren, sind sie in ihrer Wirkung und ihrem Einfluss auf die Gesellschaft miteinander verbunden. Wir kämpfen gegen die wirtschaftliche und kulturelle Ausgrenzung. Wir fördern die Bürgerbeteiligung am öffentlichen Leben und das allgemeine Bewusstsein der Gesellschaft in der Öffentlichkeit. Wir erstellen Diagnosen und erarbeiten Lösungen angesichts der aktuellen Erosion sozialer Bezüge und der schwindenden sozialen Fantasie. Innerhalb weniger Jahre gelang es uns, die größte soziopolitische Plattform Polens zu schaffen und mit unseren Aktionen auch im Ausland aktiv zu werden. Wir engagieren uns im universitären Bereich und in den Mainstream-Medien. Wir betreiben Kulturzentren (Warschau, Cieszyn, Gdansk, Łódź) und ein Netzwerk von mehr als 20 lokalen Gruppen in Polen, einen Verlag – Political Critique Publishing House – und mit Opinion

Daily eine tägliche Online-Seite. Unser Warschauer Institute for Advanced Study ist im Bereich Forschung und Lehre tätig.
www.krytykapolityczna.pl



Tallaght Community Arts (Dublin)

Tallaght Community Arts ist eine Organisation zur Förderung der Kunst. Tallaght Community Arts arbeitet seit 1996 mit Kommunen, Schulen und Jugendgruppen vor Ort an der Umsetzung von Gemeinschaftsprojekten in Schulen, öffentlichen Gärten, Fußballstadien und privaten Wohnungen, sowie in spezifischen Kunsträumen.

In unserer Arbeit konzentrieren wir uns auf die partizipativen Künste. Gefördert werden Menschen aller Altersgruppen. Diese werden ermutigt, sich künstlerisch zu betätigen. Im Zentrum des kulturellen Prozesses steht für uns der Mensch. Partizipation als Kernstück unserer Projekte dient der aktiven Auslotung von Ideen, die im künstlerischen Schaffen umgesetzt werden. Der Prozess selbst ist alles andere als eine Einbahnstraße. Wir bringen Menschen zusammen, die gemeinsam ihre Kreativität erkunden: Schriftsteller, Lehrer, bildende Künstler, Regisseure, Choreografen, Klang- und TV-Künstler, Politiker, Senioren, Schulkinder und Jugendliche.

Wir geben neue Werke in Auftrag und agieren als Inkubatoren für Projekte im ganzen South Dublin County. Wir erschließen damit das Veränderungspotenzial der Kunst für ein breites Publikum. Teilnehmer unserer Programme konnten selbst feststellen, dass ihnen die Kooperation mit nationalen und internationalen Künstlern neue Fähigkeiten vermittelt und ihren Horizont erweitert. Für die Künstler wiederum ist dieser Ansatz inspirierend.

Tallaght Community Arts hat in Partnerschaft mit Kollektive Aktionen am Wetterstationen-Projekt mitgearbeitet.

www.tallaght-arts.ie



The Wheeler Centre (Melbourne)

The Wheeler Centre entstand 2010, als Melbourne – in Anerkennung der international führenden Rolle der Stadt bei Verlagen, schriftstellerischen Initiativen und Ideen – zur UNESCO Literaturstadt ernannt wurde. Binnen fünf Jahren konnte sich das Wheeler Centre als eine der führenden

Kunsteinrichtungen Australiens etablieren. Fest überzeugt von der Kraft der Ideen und der Kommunikation will das Zentrum den Austausch mit der Öffentlichkeit als Kunstform begründen. Das Wheeler Centre ist zur Schnittstelle für die Literatur und der Ideen geworden, die die Stadt prägen.

Jährlich organisiert das Wheeler Centre 220 Lesungen, Events und Debatten zu Literatur, Kunst, Identität und Politik, und erreicht damit mehr als 40.000 Menschen. Niedrigschwelligkeit ist dabei ein Grundprinzip: mehr als achtzig Prozent der Angebote sind kostenlos; für die übrigen sind die Eintrittspreise niedrig. Mit unseren Victorian Premier's Literary Awards, dem Children's Book Festival sowie Residencies und Fellowships unterstützen wir die Autoren von heute und morgen. Im Bereich Digital Publishing bieten wir Originalvideos und Audiomitschnitte unserer Programme und Artikel an, und erreichen so ein regionales, nationales und internationales Publikum.

Als Kultureinrichtung wollen wir eine stabile Säule der literarischen Produktion Australiens sein und einen Beitrag zu einer reflektierenden Gesellschaft leisten. Wir wollen eine Gemeinschaft, die sich auf der Grundlage gemeinsamer Ideen und des Austauschs aufbaut.

www.wheelercentre.com

ÜBER DIE AUSSENSTATIONEN



In Irland – Colaiste de Hide, Mount Seskin Community College und Firhouse Community College

Tallaght Community Arts und Collective Action führen mit drei weiterführenden Schulen ein künstlerisches Bildungsprogramm durch, mit dessen Schwerpunkt aufgezeigt werden soll, wie das Erzählen unsere Vorstellungskraft dahingehend aktivieren kann, wie unser Leben infolge des Klimawandels im Jahre 2050 aussehen wird. Lehrer und Schüler (im Alter von 14 bis 17 Jahren) haben mit einer Reihe von Wissenschaftsexperten und unserem Gastschriftsteller des Weather Stations-Projekts, dem preisgekrönten irischen Kinderbuch- und Jugendautor und Illustrator Oisín McGann, zusammengearbeitet.

In dem Projekt beschäftigen sie sich mit themenübergreifendem Lernen von Geographie, Naturwissenschaften, Kunst, Englisch, Fremdsprachen, Computertechnologie und persönlicher sowie sozialer Entwicklung. Zu den teilnehmenden Schulen gehören: Colaiste de Hide, Mount Seskin Community College und Firhouse Community College.



Im Vereinigten Königreich – Arts and Media School, Islington
Free Word hat mit Mitarbeitern und Studenten der Arts and Media School, Islington (AMSI) zusammengearbeitet, um darüber nachzudenken, wie wir uns selbst durch Literatur und

Erzählen mit dem realen, lokalen und globalen Problem des Klimawandels und der Nachhaltigkeit auseinandersetzen und andere darin einbeziehen können.

AMSI ist eine Gesamtschule für Jungen und Mädchen im Herzen von London. Wir haben eine offene, freundliche und enthusiastische Herangehensweise an Bildung und bieten eine lebendige Lerngemeinschaft, die an alle unsere Schüler hohe Erwartungen setzt.

Die Workshops sind in ein Bereicherungsprogramm am Nachmittag integriert und stellen Verbindungen zwischen Literatur, Geographie und Klimapolitik her. Die Schüler werden von Mitarbeitern der Schule, einem Koordinator der Außenstation und fünf Gastschriftstellern, die uns aus den Zentren in Berlin, Dublin, London, Melbourne und Warschau besuchen, unterstützt.



In Australien – Footscray City College

Am Footscray City College waren Schüler der 8. Klasse in einem innovativen Programm am Projekt „Wetterstationen“ beteiligt und wurden eingeladen, sich mithilfe von Kunst und Kreativität mit dem Klimawandel und der Umwelt auseinanderzusetzen. Sie werden an Schreibworkshops mit Tony Birch teilnehmen, Ausflüge machen – wozu ein Spaziergang durch die Gassen der Innenstadt, eine Wanderung an den Ufern des Yarra-Flusses aus indigener Perspektive und ein geführter kulinarischer Rundgang in Footscray (mit anschließender Verkostung) gehören. Außerdem werden sie sich bei Besuchen von führenden Denkern und Künstlern mit dem Thema beschäftigen. Die beteiligten Schüler haben Weather Stations als eines ihrer Wahlfächer für 2015 gewählt. „Meiner Meinung nach ist eine der großen Fragen im Bildungsbereich, wie wir Schüler dazu motivieren können, über den Klimawandel nachzudenken und dementsprechend zu handeln“, erklärt Sue Dwyer, die mit dem Weather Stations Programm betreute Lehrerin am Footscray City College. „Für die meisten Teenager ist es noch immer ein sehr abstraktes Konzept – es fällt ihnen schwer, die direkte Relevanz des Problems zu erfassen und sie sehen keinen Grund dafür, Zeit und Energie daran zu verschwenden. Klimawandel ist zwar ständig in den Nachrichten, aber nur wenige Teenager verfolgen die Nachrichten im Fernsehen oder in Zeitungen. Ihnen sind wahrscheinlich die Szenarien aus postapokalyptischen Romanen, Filmen und Videospielen

vertrauter, die von ihnen nicht als real wahrgenommen werden. Es sind jedoch diese Teenager, die auf eine Zukunft zusteuern, die sich radikal von dem unterscheiden wird, was wir uns jemals haben vorstellen können. Sie sind die Bürger und einige von ihnen vielleicht sogar die Führungspersönlichkeiten und Entscheidungsträger der Zukunft. Ihre Generation muss neue Lebensweisen, Industriebereiche, Karrieren und Verbraucherentscheidungen treffen, erfinden, einführen und erschaffen. Um dies zu ermöglichen, müssen sie analytisch und kreativ zugleich denken können.“



In Polen – Der General Education School Complex in Hel Krytyka Polityczna (Politische Kritik) arbeitet mit Lehrern und Schülern des General Education School Complex in Hel zusammen, organisiert Workshops und Veranstaltungen, in denen es darum geht, wie wir uns selbst Schritt für Schritt, Tag für Tag verändern können, um bewusster und nachhaltiger zu handeln. Wir verwenden Literatur und das Erzählen, um uns mit dem realen, lokalen und globalen Problem des Klimawandels und der Nachhaltigkeit auseinanderzusetzen und andere darin einzubeziehen.

Die Workshops stellen Verbindungen zwischen Literatur, Geographie und Klimapolitik her. Im Herbst 2014 erarbeiteten und führten die Schüler das Theaterstück „Blue Planet“ auf, um das Problem der nicht nachhaltigen Umverteilung von Wohlstand aufzuzeigen, das in der heutigen Welt ein großes Problem darstellt. Das Theaterstück basiert auf der Geschichte des blauen Planeten von Andri Snær Magnason. Es ist ein wichtiges Thema für die Hafenstadt Hel, wo viele Menschen ihren Lebensunterhalt mit dem Fischfang verdienen.

Die Schüler werden von Lehrern, einem Koordinator der Außenstation, fünf Gastschriftstellern aus den Zentren in Berlin, Dublin, London, Melbourne und Warschau sowie unserem Partner in Hel, der Meeresforschungsstation von Hel, unterstützt. Die Meeresforschungsstation Hel wurde 1992 gegründet und ist eine Feldstation, die zur Organisationsstruktur des Instituts für Ozeanographie der Fakultät für Ozeanographie und Geographie der Universität Danzig gehört. Da es die einzige Station dieser Art in ganz Polen ist, steht sie für die Forschungszwecke der gesamten wissenschaftlichen Gemeinschaft des Landes zur Verfügung und bietet Unterstützung bei Feldversuchen für alle Forschungsgruppen,

die in dieser Region tätig sind (akademische Arbeitsgruppen aus verschiedenen Berufsoberschulen, Institute in diesem Forschungsbereich und die polnische Akademie der Wissenschaften).



In Deutschland – Die Sophie-Scholl-Schule und das Romain-Rolland-Gymnasium

ilb arbeitet mit zwei Schulen zusammen. Die fünf Gastschriftsteller des Projekts besuchen die Schüler und arbeiten mit ihnen an den folgenden Fragen: Was bedeutet Klimawandel für uns? Ist Literatur ein Weg, um uns dafür zu sensibilisieren? Kann uns kreatives Schreiben dabei helfen, das Thema besser zu verstehen?

Die Schüler nehmen an Workshops in Theatern und Museen teil und besuchen Diskussionen und Vorträge, um nicht nur ihr eigenes Wissen zu erweitern, sondern auch ihr Mitgefühl zu stärken.

Die Sophie-Scholl-Schule befindet sich im Stadtteil Berlin-Schöneberg. Wir arbeiten mit einer Klasse von 16-Jährigen. Das Romain-Rolland-Gymnasium befindet sich im Stadtteil Berlin-Reinickendorf. Es ist ein Gymnasium mit französischem Schwerpunkt, die Schüler sprechen jedoch auch Englisch. Unsere Außenstationsgruppe ist ein Englischkurs mit 14 Schülern der 12. Jahrgangsstufe.

DIE AUTOREN



Wir hatten die große Freude, für Weather Stations mit fünf Gastschriftstellern zusammenzuarbeiten. Diese inspirierenden Schriftsteller wurden aufgrund ihres Talents, Stils und Engagements für die Schaffung einer nachhaltigeren Zukunft ausgewählt.



Xiaolu Guo arbeitet mit Free Word, London
Als eine der Granta's Best of British Writers under 40 ist Xiaolu Guo intensiv, engagiert, witzig und oft verstörend treffend.

Die Autorin von *I am China (Ich bin China)* und *Concise Chinese-English Dictionary for Lovers (Kompaktwörterbuch Englisch-Chinesisch für Liebende)* wurde für den Orange Prize for Fiction und als Autorin und Regisseurin von *UFO in Her Eyes* für den Preis der Stadt Venedig beim Filmfestival Venedig nominiert.



Mirko Bonné arbeitet mit dem internationalen literaturfestival berlin

Mirko Bonné wurde 1965 in Tegernsee geboren und lebt in Hamburg. Neben Übersetzungen von u. a. Sherwood Anderson, Robert Creeley, E.E. Cummings, Emily Dickinson, John Keats, Grace Paley und William Butler Yeats veröffentlichte er fünf Romane, fünf Gedichtbände sowie einen Band mit Aufsätzen

und Reisejournalen. Bonné hat mehrere Auszeichnungen für sein Werk erhalten, u. a. den französischen Prix Relay du Roman d'Évasion, den Marie Luise Kaschnitz -Preis und den Rainer-Malkowski-Preis. Als Writer-in-residence hat Bonné Marseille, Rio de Janeiro und Schanghai besucht. Sein Roman *Nie mehr Nacht* wurde 2013 für den Deutschen Buchpreis nominiert.



Jaś Kapela arbeitet mit Krytyka Polityczna in Warschau

Jaś Kapela ist ein Dichter, Prosaautor, Feuilletonist und Mitglied im Team von Krytyka Polityczna. Stolz auf seine linke Gesinnung schreibt er mit Humor über düstere Sachverhalte, vor allem über den Konflikt zwischen traumatisierten Individuen und der sich direkt auf die Hölle zu bewegenden Gesellschaft. Nicht selten ist sein literarisches Schaffen eine Art gesellschaftliche Performance. 2013 nahm er an der Kampagne Live Green zugunsten eines ökologiebewussten Lebensstils teil, die von Green Cross Polska durchgeführt wurde.

Kapela veröffentlichte u.a. „Stosunek seksualny nie istnieje“ (Geschlechtsverkehr gibt es nicht) und „Janusz Hrystus“. Im Mai 2015 erscheint sein dritter Roman „Dobry troll“ (Ein guter Troll).



Oisín McGann arbeitet mit Tallaght Community Arts

Oisín McGann ist einer der führenden irischen Autoren und Illustratoren von Kinder- und Jugendbüchern. In seinem literarischen Werk mischen sich Fantasiewelten mit der Realität und er erlaubt seinen jungen Leserinnen und Lesern auf diese Weise, sich mit den manchmal drastischen sozialen und

persönlichen Konsequenzen des eigenen Handelns auseinanderzusetzen. McGanns Texte und Bilder sind anregende Katalysatoren für junge Autor/innen, die sich mit der Welt der Metaphern und der Frage auseinandersetzen, wie man fantasievoll und provokativ über den Klimawandel schreiben kann, sodass es junge Leser interessiert.

Oisín McGann hat bisher elf Romane für junge Menschen veröffentlicht. Sein jüngstes Werk ist das zweiteilige *Kings of the Realm*, das 2014 erschien.



Tony Birch arbeitet mit dem Wheeler Centre in Melbourne

Tony Birch wurde Downtown-Melbourne geboren. Er stammt aus einer großen Familie mit Aborigine-, westindischen und irischen Wurzeln. Seine Jugend war nicht immer leicht, wie sein Werk in vielfacher Hinsicht reflektiert. Zwei seiner Romane – *Shadowboxing* und *Father's Day* – stehen auf dem Lehrplan der weiterführenden Schulen in Victoria.

Tony Birchs Roman *Blood* stand 2012 auf der Shortlist des Miles Franklin Award.

ÜBER DIE ÜBERSETZER



Alle Beteiligten waren sich einig, dass dieses Projekt in drei Sprachen laufen sollte und wir schätzen uns besonders glücklich, die folgenden Übersetzer für das Projekt „Wetterstationen“ gewonnen zu haben.

Małgorzata A. Bartula ist Germanistin, Theaterspezialistin, Drehbuchautorin, Bühnenautorin, Kuratorin für Veranstaltungen mit unabhängiger Kunst und im öffentlichen Raum und Übersetzerin. Sie lebt in Warschau und Berlin.

Gisela Böhnisch ist ausgebildete Übersetzerin für Englisch und Deutsch. Aufgewachsen in Deutschland lebte sie auch in Irland, Spanien, Kanada, den Vereinigte Staaten von Amerika, Neuseeland und Australien, bevor es sie in ihr jetziges Domizil in London verschlug. 2012 nahm sie am Sommerkurs für literarische Übersetzungen teil, der vom British Centre for Literary Translation an der Universität East Anglia ausgerichtet wird. Darüber hinaus schreibt sie Leserberichte für britische Verlage und arbeitet nebenberuflich als Buchverkäuferin. Wenn sie nicht übersetzt, bereist sie die Welt und bloggt über Literatur, Film und Musikfestivals. Gelegentlich arbeitet sie auch als Kuratorin für Kulturveranstaltungen.

Rebecca DeWald ist freiberufliche Übersetzerin für Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch und wohnt in Glasgow. Derzeit beendet sie ihre Promotion in Übersetzungswissenschaften an der Universität Glasgow über die Übersetzungen, die der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges von

Virginia Woolf und Franz Kafka anfertigte. Als Mitbegründerin und Mitherausgeberin der *Glasgow Review of Books* hat sie sich das Ziel gesetzt, das „bescheidene Rätsel“ der Übersetzungen (Borges) für kritische Leser mit oder ohne Vorwissen zu Übersetzungsfragen zu lüften. Sie freut sich über die Zusammenarbeit an interessanten Projekten, um die Aufmerksamkeit für Übersetzungen und ökologische Fragen zu schärfen. Sie ist erreichbar unter Twitter [@DeWald_Rebecca](#), der GRB oder auf LinkedIn.

Marta Dziurosz wohnt in London und ist Übersetzerin und Dolmetscherin für Englisch und Polnisch. Sie ist Mitglied der britischen Translators Association. Zu ihren Übersetzungen zählen historische Romane, Reiseliteratur, akademische Aufsätze und Drehbücher, Vorträge und mündliche Überlieferungen des Holocausts. Darüber hinaus arbeitet sie bei PanMacmillan. Ihren Tweets kann man unter [@MartaDziurosz](#) folgen.

Isabel Fargo Cole wurde in den USA geboren und lebt in Berlin, wo sie als Schriftstellerin und Übersetzerin arbeitet. Zu ihren Übersetzungen zählen *Boys and Murderers* von Hermann Ungar (Twisted Spoon Press, 2006), *All the Roads Are Open* von Annemarie Schwarzenbach (Seagull Books, 2011), *The Jew Car* von Franz Fühmann (Seagull Books, 2013) und *Selected Essays* von Friedrich Dürrenmatt. Im Sommer erscheint ihre Übersetzung von Wolfgang Hilbigs „Ich“ unter dem Titel „I“ bei Seagull Books. Sie ist die Begründerin und Mitherausgeberin von [www.no-mans-land.org](#), dem Online-Magazin für neue deutsche Literatur auf Englisch.

Katarzyna Fetlińska, wurde 1991 im polnischen Ciechanów geboren. Sie ist Schriftstellerin, Übersetzerin und Doktorandin am Institut für Anglistik an der Universität Warschau. In ihren literarischen und akademischen Arbeiten interessiert sie die Schnittstelle zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften. Ihr Hauptaugenmerk liegt auf der wachsenden Bedeutung der Gehirnforschung in zeitgenössischer Kultur. Sie übersetzt im Allgemeinen wissenschaftliche Texte und Lyrik.

Jakub Głuszak wurde 1982 in Kielce geboren. Er hat Gedichte und Übersetzungen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht – darunter *Rita Baum*, *Wakat*, and

Przekładaniec. 2011 war er einer der Gewinner des Projekts Połów von Biuro Literackie. Im Jahr 2013 erschien seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel *Moje przesłanie do pokolenia współczesnych trzydziestolatków*.

Anna Hyde (Anna Blasiak) studierte Kunstgeschichte in Warschau, Filmwissenschaft in Krakau und Kunstpolitik und Management in London. Sie hat mehr als 30 Bücher aus dem Englischen ins Polnische übersetzt (vorwiegend Kinderbücher wie Anthony Horowitz *South By South East*) und Romane aus dem Polnischen ins Englische (Mariusz Czubaj, Wioletta Grzegorzewska, Jan Krasnowolski, Kaja Malanowska, Daniel Odija, Anna Augustyniak and Mirka Szychowiak). Sie hat auch Gedichte ins Polnische übersetzt (von Maria Jastrzębska, Mary O'Donnell und Nessa O'Mahony). Neben dem Übersetzen hat sie in Museen und bei einem Radiosender gearbeitet, die Redaktion von Zeitschriften geleitet und Kritiken über Kunst, Film und Theater geschrieben. Sie schreibt ihre eigenen Gedichte auf Polnisch und Englisch.

Jolanta Kossakowska ist eine polnische Musikerin, Autorin, Herausgeberin und Übersetzerin aus dem Englischen und Deutschen. Sie studierte am Asien-Afrika-Institut der Universität Hamburg und im Fachbereich für Orientalistik an der Universität Warschau. Unter anderem arbeitete sie für *Krytyka Polityczna*, *Świat Literacki*, dem Museum für Moderne Kunst in Warschau und einem Sozial-Kulturmagazin (op.cit). Ihre Kurzgeschichten – Notizen zu den Reisen der fiktiven Gestalt Professor Schwarzenfuss – wurden in der Anthologie *Doświadczenie świata, doświadczenie lektury* (DIG 2011) veröffentlicht. Jolanta ist Sängerin der Band *Mosaik* (die frühe und traditionelle polnische Musik mit orientalischen Klängen vermischen) und Mitglied von *Pochwalone* (Ethno-Punk-Band), die moderne und alternative Musik spielen.

James Lattimer ist Übersetzer, Herausgeber und Filmkurator. Er lebt in Berlin, wo er 2012 seinen MA in Filmwissenschaft und Spanisch an der Freien Universität Berlin abschloss. Seit 2008 arbeitet er beim Forum der Berlinale, in deren Auswahlkommission er seit 2011 ist. Als Filmjournalist schreibt er regelmäßige Beiträge für das *Slant Magazine* und *Mubis The Notebook*. Sein erstes Filmprojekt „*Our Body*“ entstand in Zusammenarbeit mit dem Filmemacher Dane Komljen. Der Film lief 2015 im Tiger Awards Wettbewerb für Kurzfilme beim

Filmfestival in Rotterdam und wurde als europäischer Kurzfilm des Jahres nominiert.

Elisabeth Meister studierte Geschichte und Linguistik (MA), lebt in Sydney und arbeitet hier als Übersetzerin. Sie übersetzte schon als Studentin, bevor sie 2003 nach Australien zog und ihre NAATI-Qualifikation erwarb. Sie reist gerne, genießt Schokolade, das Theater und Bücher (aber nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge) und gewann für ihre Arbeit zu Cate Shortlands mehrfach preisgekröntem Film „Lore“ beim AUSIT Awards for Excellence in Translation 2013 den zweiten Preis.

Ulrike Nichols ist promovierte Germanistin und arbeitet seit 2007 als selbständige Übersetzerin. Ihre Spezialgebiete sind Medizin, Marketing und Medizingeschichte. Darüber hinaus bereitet sie künftige Übersetzer auf das Diploma in Translation vor, einer beruflichen Qualifikation, die vom britischen Chartered Institute of Linguists ausgerichtet wird. Die ursprünglich aus Mecklenburg-Vorpommern stammende Übersetzerin packte nach der Wende ihre Koffer und studierte in Großbritannien, Deutschland und in den USA (Michigan) und lebt inzwischen mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Großbritannien. Nebenbei singt sie im Chor, freut sich auf die Familienbesuche in Deutschland, kocht gerne und genießt jeden Theaterbesuch. Sie ist auf Twitter unter [@ampletrans](#) oder bei LinkedIn zu finden und sie pflegt folgende Website.

Christine O'Neill ist Wissenschaftlerin, Herausgeberin und Übersetzerin (Englisch/Deutsch, Deutsch/Englisch), die sich auf Übersetzungen in den Bereichen Literatur, Linguistik, Kunst, Kultur, Bildung und akademische Aufsätze spezialisiert hat. In ihrer Doktorarbeit untersuchte sie stilistische Aspekte in dem Roman Ulysses. Zu ihren Veröffentlichungen zählen Zerrinnerungen: Fritz Senn zu James Joyce (Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2007), das auf English as Joycean Murmoirs: Fritz Senn on James Joyce (Lilliput Press, 2007) erschien. Nachdem sie einige Jahre bei der James Joyce Foundation in Zürich tätig war, zog sie nach Irland, wo sie als Dozentin am St Patrick's College Drumcondra sowie beim Arts Council, dem Irish Museum of Modern Art und dem Ireland Literature Exchange gearbeitet hat.

BILDNACHWEISE



- p173 © Oisín McGann
- p183 © Oisín McGann
- p188 © Oisín McGann
- p202 © Oisín McGann
- p228 © Oisín McGann
- p251 © Aleksandra Łyżniak
- p260 © Birte Hendricks
- p266 © Jonathan Stokes
- p272 © Tony Birch
- p274 © Footscray City College Substation
- p292 © Arts and Media School Islington
- p303 © Aleksandra Łyżniak
- p303 © Ali Gandtschi
- p304 © Birte Hendricks
- p304 © Birte Hendricks
- p305 © Ali Gandtschi

Weather Stations